



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

DD
801
0499C5
1833

UC-NRLF

#B 289 694

YB 25831

W a n g e r o g e

und das

S e e b a d,

V o n

Dr. Chemnitz,

Badearzt.

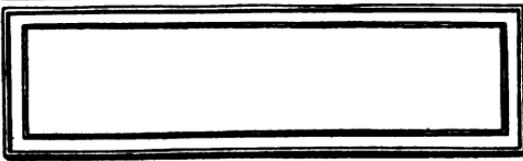
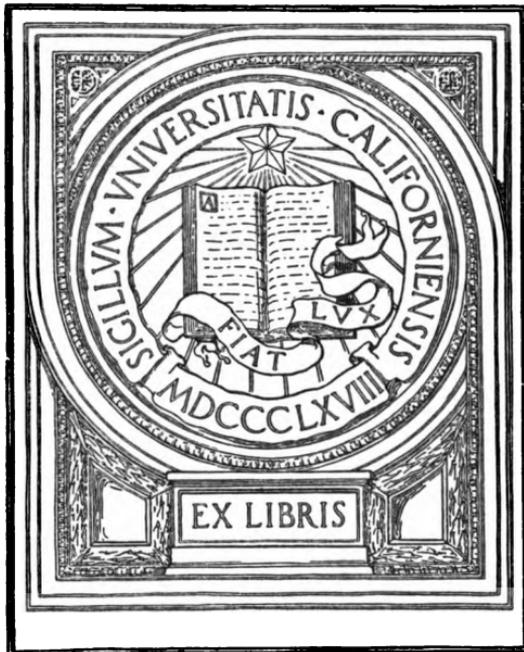
BREMEN, 1833.

In Commission bei Wilh. Kaiser.

FERD. SCHÖNINGH
BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT
OSNABRÜCK

Otto Bremer
20. 4. 04.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·





Wangeroge

und das

Seebad.

Von

Dr. Chemnitz,
Badearzt.

DRUCK

VERLAG

(Neue, und die seit 1821 vorgefallenen Veränderungen enthaltende Auflage.)

Lever 1833.

Druck und Verlag von C. E. Metzker.

B o r w o r t.

Die Betrachtung, daß jeder, der die Insel Wangeroge besucht, im voraus von der Beschaffenheit, der Geschichte, und den Einrichtungen dieses Orts etwas wissen möchte, und der in jener Hinsicht oft laut ausgesprochene Wunsch des Publicums hat mich bewogen, das Merkwürdigste und Wissenswürdigste davon in einer kleinen Schrift zusammen zu stellen, und der Welt zu übergeben. Ist dies gelungen, und mißfällt das Büchlein nicht ganz, so findet sich reichlich belohnt

der Verfasser.

Fever, den 27. Febr. 1821.

in die See gespült. Hierzu kamen zugleich noch viele bald auf einander folgende stark tobende Stürme, welche das schäumende Meer mit der größten Gewalt gegen die Küste trieben, und die natürliche Schutzmauer, die hohen Sandberge, zu durchbrechen drohten. Nicht länger konnte sie der inneren und äußeren Gewalt widerstehen, sondern, nachdem die Mündungen der Flüsse zuerst beträchtlich erweitert waren, nahmen die zwischen denselben befindlichen Dünen allmählig ab, verschwanden endlich ganz, und nur die auf den jetzigen Inseln befindlichen hielten sich noch aus dem Grunde, weil nicht sehr große und heftige Ströme ihnen selbst und dem Erdreich, welches sie schützten, von der Landseite her einen empfindlichen Schaden vorher zugefügt hatten; allein sie mußten zurückweichen, und dem hochstehenden Meere Raum machen. Nun konnte es ungehindert geschehen, daß das Meer bey jeder hohen stürmischen Fluth sich über das ganze Küstenland bis zum uralten Gestade, bis dahin wo die Stadt Jever jetzt stehet und zuweilen über diese hinaus, verbreitete nach und nach fast alles, was nicht dorthin gerettet wurde, selbst die Erde mit sich fortriß, und den Wellen übergab. Das Land, welches schon durch das Wasser der Flüsse wie der Eider, Elbe, Weser und in geringerem Grade bey den Mündungen der Jade, Harl und Ems sumpfig geworden, und von vielen Canälen durchschnitten war, hatte vor allen andern dies Schicksal, und man sah daselbst zur Ebbezeit bald nichts mehr als den bloßen Sandboden (Sandplatten). Zwar bemühten sich anfangs noch die Einwohner, ihre alten Wohnplätze zu behaupten; wie aber öfters wiederkehrende Sturmwinde immer die Meeresfluthen über ihr Vaterland trieben, so entstand eine allgemeine Auswanderung, um sich ein anderes, besseres und sichereres aufzusuchen.

Es ist diese in der Geschichte bekannt unter dem Namen des Juges der Cymbern und Teutonen, Völker, die zwischen der Eider und Weser wohnten, an welche die Bewohner dieser Gegend sich angeschlossen. Daß Wasserfluthen ihn veranlaßt hatten, davon redet ebenfalls die Geschichte, und sie giebt uns von dem traurigen Ende aller dieser Völker, welche nämlich

unter Anführung des Consul's Marcus von den Galliern in Gallien und Italien zum Theil in Schlachten niedergemacht, zum Theil aber gefangen in die Knechtschaft geführt wurden. Nachricht: Man kann annehmen, daß dieses ungefähr 120 Jahre vor Christi Geburt geschehen sey.

Obgleich die meisten Einwohner des Land verlassen hatten, um sich einen bequemeren Aufenthalt zu suchen, so war doch wahrscheinlich der ärmere Theil, da fremde Länder ihnen keine bessere Aussicht darboten, zurückgeblieben, und suchte sich auf den natürlichen Hügel, die man noch mit den um sie herum befindlichen Erde erhöhte, vor dem Wasser zur Fluthzeit seinem Vaterlande zu erhalten. So wurden sie nach von den Römern, welche diese Gegenden zuerst unter Drusus und nachher unter dessen Sohn Germanicus zur Zeit der Regierung des Kaiser Augustus und Liberius mit Krieg überzogen, angetroffen, und, wie alle Bewohner des Landstriches zwischen der Ems und Weser, Chauken genannt.

Der römische Naturforscher Plinius, macht folgende Beschreibung von ihnen: Das Meer schwillt bey ihnen alle Tage zweymal so hoch an, daß man zweifelhaft wird, ob man die Gegent Land oder Meer nennen soll. Hier hat sich das ärmliche Volk Hügel aufgeworfen, so hoch wie das Wasser zu steigen pflegt, und seine Hütten darauf, gebaut. Wenn die Fluth sie umringt, sind sie Schwimmenden, und fällt das Wasser, den Schiffbrüchigen gleich. Zu ihrer Nahrung haben sie weder Vieh noch Milch, und nicht einmal Wildpret, da kein Gewächs vorhanden ist. Die mit dem Wasser zurückeilenden Fische fangen sie bey ihren Hütten in Netzen, welche sie aus Binsen flechten. Aus der Tiefe holen sie mit ihren Händen Erde heraus, trocknen sie mehr am Winde als an der Sonne, und brennen sie, um ihre Speisen zu bereiten, und ihre vor Kälte starrenden Glieder zu erwärmen. Zum Getränk haben sie nichts als Regenwasser, das sie vor ihren Häusern in Gruben auffangen. Hist. nat. L. XVI. C. 5.

Auf diese frey nach der Natur beschriebene Weis war das ganze Marschland an der Nordsee damals bewohnt und

vom Wasser behaft, aber so wie vorher lange in der Natur
 Unruhe und Ungeßüm geherrscht hatten, so trat eine lange
 Reihe von Jahren ein, wo sie diesen Gegenden sich günstig
 zeigte, und den verursachten Verlust zu ersetzen suchte. Das
 Meer fing an, den vorhin gemachten Raub nach und nach zurück
 zu geben. Je nachdem zu verschiedenen Zeiten die aus dem
 Grunde der See herausgetriebenen, oder in denselben von an-
 dern Ländern abgerissenen Erdtheile, oder in ihm befindlichen
 verwesten organischen Stoffen, oder der von den Flüssen ausge-
 worfene Schlamm, Sand oder Morast prädominirten, und von
 besondern äußeren Verhältnissen begünstigt, verschiedene chemi-
 sche Verbindungen mit den übrigen eingingen, welche das Wasser
 beim Zurückfließen fallen ließ; entstanden allmählig die von
 einander abweichenden Erdschichten, und erhöheten den Grund
 so sehr, daß bey gewöhnlicher Fluth das Wasser bald nicht
 mehr über denselben floß, sondern sich in viele gebirgs und
 kleinere Canäle (Balgern) einschränken ließ. Es blieb nur die
 obere an sich bessere Erdschicht gewöhnlich trocken, wurde folg-
 lich nicht vom Seewasser durchnäßt, sondern dem Einfluß der
 Bitterung, oder Luft und der Sonne ausgesetzt, welcher sie
 fruchtbar machte, und nach und nach in die herrlichsten Wiesen
 verwandelte. Alles dies beobachtete man zuerst da, wo das
 eigentliche Meer am entferntesten war, also zunächst am ur-
 sprünglichen Oestade, denn je näher der See, desto weniger
 Erdreich hatte das Meerwasser fallen lassen, und desto öfterer
 geschah daselbst eine gänzliche Ueberschwemmung. Aus dieser
 Ursache, und weil die auf den Anhöhen wohnenden Chauken
 nur arme Fischer waren, welche kein Vieh hatten; läßt sich
 vermuthen, daß die in der Nähe sich befindenden reicheren Ein-
 gefessenen des festen Landes zuerst ihre Heerden auf diese Wie-
 sen trieben, welche bald den Vortheil einer so vortrefflichen
 Weide gewahr wurden. Um das Eigenthumsrecht zu erlangen,
 zogen sie mit ihren Wohnungen dahin, und warfen zuerst An-
 höhen auf, damit sie ihre Häuser darauf bauen und einen
 sichern Zufluchtsort für ihr Vieh haben könnten, falls das
 Meer gar zu hoch auflaufen sollte.

Als sich immer mehr Land begründete, so strömte aus den umliegenden Gegenden des festen Landes eine größert Menge Volks dahin; vereinten sich in einzelne Haufen, und sängen in Hoffnung des künftigen Gewinnes selbst schon Hügel von größerem Umfange und Höhe aufzuführen an, wo fast noch bloßer Schlick war, und worüber das Meerwasser bey jeder etwas hohen Fluth lief. Die Natur begünstigte diese Unternehmungen; erbbete allmählig die ganze Gegend, ließ sie grün werden bis zum Meeresstrande; und bald sah man auch hier solche Anhöhen emporsteigen, welche Menschen und Vieh bewohnten. Noch jetzt sind auf diesen fast alle Kirchen, Dörfer, Looge und einzelne Häuser befindlich. Man nennet sie heutigen Tages noch *Wärsen*, *Wersen*, *Warwon*, *Wirten*, *Weers*, *Weerden*, *Wüherden* und *Warden*. So lange die Bewohner die schönen vorzüglichen Wiesen nur als Viehweiden benutzten, und ihren einzigen Nahrungszweck die Viehzucht ausmachte, fanden sie bey etwas höherer Fluthen Schutz genug vor dem Wasser auf den Werfen, woselbst sie in solcher Noth ihren heydnißchen Gott *Stava* und dessen Obergottheit *Wadana* um Hilfe anriefen.

Da indeß der Wunsch der bestmöglichten Sicherheit nicht abbleiben konnte, und die Bewohner auch mit dem Ackerbau bekannt geworden, welchen sie jedoch nicht ohne großen Schaden betreiben durften, so lange noch aus den Balgen, unforn jetzigen Schloten, Leiden und Liesen, (von deren natürlichen Krümmungen, künstlicher Ableitung in andere größere Canäle; und von deren gänzlichen Umgehung die schlänglichen Fahrwege in der alten Marsch herzuweisen sind) das salzige Wasser über das Land lief, so war es natürlich, daß sie auf den Gedanken kamen, einen ganzen Strich Landes durch eine fortlaufende Anhöhe vor den Meereswogen zu sichern. Es wurden also Deiche (Diken) gelegt, zuerst nur um gewisse Ortschaften, und dann um ganze Districte.

Die reichsten und wohlhabendsten Bewohner hatten diejenige Gegend inne, welche am frühesten grün geworden, und wo zugleich am seltensten das Seewasser bedeutende Ueberschwem-

würden verurfachte, daher man hier zuerst, aber, weil es nicht nothwendig war, auch nicht so hoch wie nachher dachte. Diese ersten Deiche, durch welche man gleich anfangs mit Klappen gegen den Andrang der See verschiedene Oeffnungen ließ, damit das in den vormaligen Balgen, jetzt Ableitungskanäle, befindliche Wasser in das Meer laufen konnte, und woraus nachher die Siele und Schleusen entstanden, sollen im Jahre 642 unter der Regierung Algebills, König der Friesen, aufgeführt seyn, die seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, nachdem die meisten Chauken mit den Sachsen ihr Vaterland verlassen, Britannien erobert und diesem Reiche ihre Sitten und Sprachen gegeben hatten, als die nächsten jenseit der Ems wohnenden Nachbarn sich über das nun schwach bevölkerte Land der Chauken verbreitet, und letztern zugleich ihren Namen mitgetheilt hatten.

Von Zeit zu Zeit bedeckten die Bewohner der Küsten immer mehr Land, und zwar je näher der See desto höher und besser legte man die Deiche an, denn man sah wohl ein, daß der heilige Nicolaus, welchen man nach Einführung des Christenthums zum Schutzpatron wider die Wasserfluthen angenommen, und ihm die meisten Kirchen geweiht hatte, allein nicht helfen konnte. Auf diese Weise ward wahrscheinlich mit der Zeit die ganze Gegend bis zum nachmaligen Wad gesichert.

Dasjenige Land, welches noch zwischen den Deichen und den nunmehrigen Inseln lag, hielten sie entweder durch die Sanddünen der jetzigen Inseln hinlänglich geschützt, oder zu tiefe und zu viele Balgen, die tägliche Ueberschwemmungen beförderten, verhinderten die Bedeckung. Da durch das Brechen der Deiche das Meer auf einen um so viel kleinern Raum eingeschränkt war, so mußte die in seiner Bewegung aufgehaltene um so viel größere Wassermasse auf den freien ihr überlassenen Landstrich, besonders in stürmischen Zeiten, desto nachtheiliger einwirken, und dies bewirkte vermuthlich, daß die See schnell wieder zu sich nahm, was sie nach und nach gegeben hatte.

Ungeachtet es hievon gar keine sicheren Nachrichten giebt, und man auch nicht glauben kann, daß einzelne wenige Wasserfluthen solches bewirkt hätten, so läßt sich doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Meer in den so sehr stürmischen Zeiten des 12ten und 13ten Jahrhunderts, in welchen es häufig in die Mündungen der Jade und Ems eindrang, und das schönste Land mit fortriß, damals auch die kleinern Seelöcher, als der Harl und anderer Ausflüsse, vergrößert, so wie neue Durchbrüche der Sanddünenkette gemacht habe, durch welche es ungehindert stürzen, und das unbedeichte, von vielen Balgen durchschnitene weichere Land leicht mit sich fortnehmen konnte. Ob zwischen der bedeichten Küste Feverlands und der nachherigen Insel Wangeroge in dem nunmehrigen Wad (von Wade, durchwaden) Dörfer, oder wenigstens Warfe vorhanden gewesen, welche vielleicht früh von Menschen und Vieh verlassen wurden, läßt sich vermuthen, weil man Nachricht hat, daß in jenem Zeitraum ein schönes ostfriesisches Dorf am jenseitigen Ufer der Harl zwischen Spiekeroge und dem festen Lande gelegen, Namens Seriem oder Dhum unter den Wellen begraben sey, wovon noch im siebenzehnten Jahrhundert die Ueberbleibsel der 60 Schritt lang gewesenen Kirche, daran ein aus Kieselsteinen erbauter hoher Thurm gestanden, bey niedrigem Wasser zu sehen war. Nach der Entstehung der Inseln nannte man sie altfriesisch *Eu-londe* (Wasser-Lande), nachher *Eylande* von den vielen Bögeleyern, die man daselbst findet, und indem sie wie ein Auge aus dem Wasser hervorragen — *Oge* (Auge).

Die *Feverische*, welche vorher einen Theil Wangerlands ausgemacht hatte, und die man noch fernerhin dazu rechnete, erhielt den Namen *Wangeroge*.

Bevor die Geschichtserzählung der Insel ihren Fortgang nimmt, soll der Reisende erst von *Fever* dahin geleitet werden, denn auf dieser Fahrt, die man im Sommer bey guten Wegen und günstiger Witterung an einem Tage hin und her machen kann, werden obige oder ähnliche Gedanken am leichtesten veranlaßt:

In einer kleinen Entfernung von der Stadt hinter den Gärten, die am Wiefelser Wege liegen, senkt sich allmählig die schöne Geest, worauf Zever liegt, zur niedrigen fruchtbaren Marsch hinab. So weit das Auge nur reicht, ist diese von sehr vielen Canälen durchschnittene Ebene mit Dörfern, Kirchen, Mühlen, Häusergruppen und einzelnen Häusern, die sich nach dem Rande unsers Gesichtskreises zu immer näher und näher zusammen zu drängen scheinen, besäet. Fast bey jedem Hause sieht man außer den kleinen Gesträuchen hohe Eschen, Eulern, Weiden, Linden und Obstbäume einzeln oder in Gruppen vereint, und ihr verschieden gefärbtes Laub bildet mit den rothen Dächern eine reizende Mannigfaltigkeit. Geträidfelder von schwelgerischer Fruchtbarkeit, daß ein Stengel den andern drängt, wo dieses entweder mit einer goldenen Decke blühenden Rappsamens überzogen, oder jenes mit der süßduftenden Bohne oder mit grün und gelbhalmigten Getraidearten bedeckt ist, wechseln mit bunten Wiesen und fetten Weiden ab, die durch unzählige kleine Heerden aller Art und aller Farben belebt und unendlich verschönert werden. In 35 Minuten führet der krumme Fahrweg durch das schöne dem Meer entzogene Land zuerst nach dem Kirchdorfe Wiefels, und von hier in 20 Minuten nach Wichtens, einer Häusergruppe, die wie jenes auf einem Hügel liegt. Immer die Hauptstraße haltend, gelangt man dann in einer halben Stunde nach Altgarmstiel, das durch den Hauptcanal, welcher nach Zever führt, und dies Land fast in seiner ganzen Länge durchschneidet, in zwey Theile getheilt ist, die vermittelst einer Brücke verbunden sind. Hier war noch vor 185 Jahren ein von Seeschiffen häufig besuchter Hafen, dessen Spuren man noch sieht, und hier gelangt man zuerst auf einen sehr hohen Deich, deren man von nun an mehrere passirt, und die deutlich zu erkennen geben, welches Land (Groden genannt) von Zeit zu Zeit der See abgenommen ist. Längs dem Hauptcanal kommt man durch den Garmser Groden nach Neugarmstiel, wohin damals jener Hafen verlegt wurde, und das in der Geschichte Anton Günthers, Grafen zu Oldenburg und Herrn von Zever, merkwürdig bleibt.

Denn als dieser Herr sich bey Kayser und Reich beschwert hatte, daß es ihm und seinen Untertanen nicht möglich sey, die Erhaltungskosten des Landes zu erschwingen, und deshalb Entschädigung verlangte, so wurden drey Commissarien zur Untersuchung hergeschickt, welche er im Jahre 1618 nach Altgarmösel führte, wo von dem wüthenden Meere die Deiche und das Land kurz vorher schrecklich verwüstet war, und ein gerade an dem Tage wehender Sturm den traurigen Anblick noch vergrößerte. Voll Staunen und Entsetzen eilten die Commissarien wieder nach Hause, und die fürchterliche Schilderung, die sie vom Zustande des Landes und von der Kraft der Wellen machten, hatte zur Folge, daß dem Hause Oldenburg der Elbslether Zoll bewilliget wurde, welchen jedoch in der Folge zuerst Napoleon, und darauf der deutsche Bund wieder aufhob. Von hier fährt man durch den Sophiengroden, (im Jahre 1700 eingedeicht) bis zu dessen Mühle nah am Hauptcanal nach Sophiensiel, und dann quer über den Deich durch den Friedrich-Augustengroden (1765 eingedeicht) geraden Weges bis zum folgenden Deich, an dessen Fuß man entweder links abfehrt, wenn man erst bey dem Fahrhause (auch Zollhaus) an der goldenen Linie (die bezeichnete Gränze zwischen Ostfries- und Seeverland) auszufsteigen gedenkt, den man aber auch, wie meist geschieht, hinauffahren und die Reise bis zum Schiffe auf demselben beendigen kann. Thut man letzteres, so hat man links den herrlichen Anblick auf das hier in so regelmäßigen Stücken liegende fruchtbare Land mit allen den Häusern und Gehüschern, und rechts den zuletzt 1806 und 1808 eingedeichten Neu-Augustengroden, dann die See und in einiger Entfernung Wangerooge. Mit der Reise von Altgarmösel bis zum Zollhause bringt man eine halbe Stunde zu. Da letzteres ein Gasthof ist, so kehrt man hier wohl ein, um einige Erfrischungen zu nehmen, läßt unterdes das Gepäck ins Schiff bringen, und verfügt sich dann gegen die zur Abfahrt bestimmte, in den wöchentlichen Anzeigen bekannt gemachte, Zeit selbst dahin. Dicht vor dem Hause liegt der Deich, und außerhalb desselben zwischen der ostfriesischen Gränze und dem letzten Groden, der zur

Anlegung eines Stets bestimmte Außengroden, wo in der Entfernung einiger Minuten ebenfalls ein Obdach und Erquickung darbietendes Wirthschaftshäuschen, nahe bey dem Kleinen Hafen, (Petershafen genannt) siehet, in welchem die Fährschiffe liegen, und der durch einen gegrabenen Kanal mit der See in unmittelbarer Verbindung siehet. Auf dem Spatiergange zum Schiffe erkennet man, wie sich im Meere das neue Land ansetzt, und auf welche Art die Kunst durch Graben der Schließschlöte u. ihm zu Hülfe kommt. Der dichte Rasen des Außengroden besteht meist aus dem Andel (*Poa maritima*) ein vortreffliches Pferdefutter, da hingegen der noch unbenarbte Seeschlamm nur das krautartige Glasschmalz (*salicornia maritima*) zeigt. Diese Pflanze ist die erste, die sich auf dem rohen weichen Boden ansiedelt, verschwindet aber und macht dem Andel nebst andern Salzpflanzen Platz, wenn das Meer die Höhe erlangt hat; daß die tägliche Fluth nicht mehr darüber fließt, welche letztere den Pflanzen des festen Landes wiederum den Boden einräumen, nachdem er eingedeicht ist. Jenes Glasschmalz, hier Quendel oder Krückfoot genannt, wird auch eingemacht, und als Salat benutzet; sein Geschmac hat viel Aehnlichkeit mit dem von eingesetzten Gurken. Hat man endlich das Schiff bestiegen, und ist alles zur Abfahrt bereit, so überläßt man dem Fährmann die Leitung desselben, welcher es geschwind aus dem kurzen Kanal in die offene See bringet. Mit der Entfernung vom festen Lande nehmen dessen Gegenstände eine andere Gestalt an. Der Außengroden verliert sich vor dem grünen aber trüben Wasser des Bads, der Deich siehet aus wie ein zickzackiger Wall vor einer Festung, und in einer gewissen Entfernung scheint die ganze Küste im Wasser zu schwimmen. Die Insel hält man sehr entfernt und erhaben, im Sonnenschein ähnelt sie einem Schneegebirge; bey dunkeln Wetter einem hohen schwimmenden Walde, und kleine Bügel oder sonstige Dinge, die in der Entfernung auf dem Wasser schwimmen oder auf den Sandbänken liegen, erscheinen ungeheuer groß (Updragt). Desters zeigen Seehunde ihren glatten Kopf, oder Tintler belüftigen durch mancherley Bewegun-

gen. Wenn nicht die Seerkrankheit, dessen Ausbruch, nach vorher genossener ganz mäßiger aus kalter Küche bestehender Mahlzeit, einige durch den Genuß von etwas Brod und weißem Franzwein auf dem Schiffe vorbeugen; stört, so kommt man mit der Unterhaltung über jene und ähnliche Erscheinungen ganz unvermerkt, je nach dem der Wind stark und günstig ist, in einer halben Stunde oder erst in drey Stunden auf der schönen Riede vor Wangeroge an, wo, außer einigen Schiffen der Insulaner, gewöhnlich mehrere Blankneser vor Anker liegen, und die Wagen des Bogts schon bereit sind, um die Reisenden mit ihren Sachen aus dem Schiffe nach der Insel zu bringen.

Es giebt zwar noch eine andere Art nach Wangeroge zu kommen, nämlich bey Ebbezeit zu Fuß über das Wad; aber dieser Weg ist für den nicht ganz Kundigen unsicher und gefährlich. Vormalß müssen die Sandplatten sowohl weit höher als auch härter und der Balgen nicht so viele oder seichter gewesen seyn, da Graf Anton Günther öfterer zu Pferde hingeritten, und andere vor einigen 40 Jahren mit dem Wagen hingefahren sind. Jetzt bedienen sich nur die Wangerodger und benachbarte Küstenbewohner dieses Fußsteiges mehr.

Die älteste Geschichte der Insel ist uns ganz unbekannt, und wir wissen nur, daß sie sehr groß war und eine sichere Bucht hatte, welche von vielen fremden Schiffern bey Gefahr eines Sturms, oder um frisches Wasser einzunehmen, besucht wurde. Zwen Kirchen, wovon die eine im Norden lag, und zum Unterschied von der im Westen näher der Harl, Oldenogegenannt wurde, sollen sie geziert, und Ackerbau sowohl als Viehzucht dort geblühet haben.

Edo Wiemken der Ältere, welchen wegen seiner Tapferkeit zuerst die Rüstringischen Friesen im Jahre 1355, und nachher auch die Ostfringer und Wangerer 1359 zu ihrem Häuptling gewählt hatten, begünstigte die starke Seeräuberey seiner Unterthanen, und erlaubte ihnen auf diesen Zügen, oft in die Wangeroger Bucht einzulaufen, theils um sich vor Feind und Sturm zu retten, und theils um ihren Raub in den da-

selbst befindlichen Kirchthürmen vorerst in Sicherheit zu bringen. Diese Seeräubereyen ließ er in der Folge um so eifriger aus Rache gegen die Holländer fortsetzen, und auf die Schiffe derselben vorzüglich Jagd machen, weil er durch List eines holländischen Kaufmanns in ihrer Gefangenschaft gewesen war, woraus ihn seine Unterthanen für 14000 Baiersche Gulden lösen mußten. Dagegen landeten die Holländer auf Wangerooge, verbrannten die Dörfer, zerstörten die Kirchen, nachdem sie die Vorrathen und Kostbarkeiten herausgehohlet hatten, tödteten 12 Einwohner, und nahmen Kinder, Knechte und Mägde als Gefangene mit.

Zwar baute man aus den Ruinen die Kirchen wieder auf, indessen erhielten sie sich nicht sehr lange. Denn außerdem, daß sie noch öfterer solche kriegerische Gewaltthätigkeiten erfuhr, fing auch das Meer an, der Insel immer mehr Abbruch zu thun. Heftige Nordwestwinde stäubten die Sanddünenkette mehr nach Süden, und was stehen blieb, spülte die See weg, welche sich dann über das offen stehende schöne Land verbreitete. Nicht lange währte es, so war Udenogge verschwunden, und große Schiffe sah man segeln, wo vorher das fruchtbarste Land gewesen.

Eben so erging es der Kirche im Westen unter der Regierung des Fräuleins Maria. Die Einwohner sahen sich gezwungen, ihre Häuser bey Zeiten abzubrechen, und sie weiter südostwärts hinter den neu entstandenen Dünen wieder aufzubauen, worauf auch jene mit dem darum liegenden Lande bald ein Raub der Wellen wurde. Im Jahre 1760 waren zur Ebbezeit noch Trümmer davon zu sehen, und die Abtheilungen der Aecker; im Jahre 1806 noch ganz deutlich die Brunnen und Häuserstellen, 1818 nur eine Menge herumliegender Stücke sehr großer Backsteine als Ueberreste; jetzt hingegen sieht man durchaus nichts mehr, sondern die Fluth bietet dem Auge bloß Wasser und die Ebbe weiße Sandfläche dar.

Weil die Kirchen den Schiffern, welche von Westen kamen, und in die Elbe oder Weser einlaufen wollten, vorher als sichere Merkmale gedienet, wie sie segeln mußten, um dahin

zu gelangen, so empfanden diese den Abgang derselben bald auf eine nachtheilige Weise, vorzüglich diejenigen, welche nach Bremen wollten. Deshalb ersuchte die Bremer Kaufmannschaft das Fräulein Maria, welche damals regierte, zu wiederholten Malen, einen neuen Thurm wieder erbauen zu lassen, aber immer vergeblich.

Um so glücklicher erreichten sie ihren Zweck bey dem Grafen Johann von Oldenburg, welcher nach dem am 20. Febr. 1575 erfolgten Tode des Fräuleins Maria als Herr zu Sever, Rüstringen, Destringen und Wangerland von derselben testamentarisch eingesetzt war. Von ihm wurde der noch jetzt auf der Insel befindliche schöne über 200 Fuß hohe Thurm erbauet, welcher dem Beobachter eine vortreffliche Aussicht auf die Nordsee bis Helgoland, und auf das feste Land bis nach Sever darbietet. Im Jahre 1597 ließ er den Anfang machen, und 1602 war der Thurm erst vollendet, welcher damals an Materialien und Handwerkslohn ohne Fuhren und Frohnen 24000 Rthlr. kostete. Er ist länglicht viereckig, so daß die Breite nach Norden und Süden, und die Länge nach Osten und Westen gerichtet ist. Anfangs hatte er zwey Spitzen, wovon die eine in Norden, die andere in Süden stand, damit die Schiffer, wenn sie nur eine oder beide Spitzen, oder nur zwischen denselben durchsehen konnten, immer wußten, wo sie waren. Nachher wurde in der Mitte noch eine sehr schöne und hohe Spitze aufgebauet, worauf zur Nachtzeit als Merkzeichen für die Schiffer eine große eiserne mit Rüböl gefüllte Lampe brannte, welche durch 48 Fenster leuchtete. Das obere und untere Stockwerk des Thurms behielt man sich zur Verwahrung der Strandgüter und anderer Sachen vor; das mittlere aber wurde zur Kirche eingerichtet, und seitdem bauten die Insulaner ihre Häuser mehr um ihn herum. Auch ließ die Regierung in der Nähe desselben eine sehr geräumige Wohnung für den Voigt erbauen, der aus der herrschaftlichen Casse größtentheils seine Einnahme zog, und sowohl Justiz- und Polizey- Behörde als auch den einzigen Kaufmann und Gastwirth vorstellte. In

diesem Zeitraume sind zuweilen alte Münzen und irdene Töpfe mit Asche von verbrannten Leichen gefunden, die wahrrscheinlich aus den Zeiten des Römers Germanicus herkommen, der im 16ten Jahre nach Christi Geburt in diese Gegenden mit seinen Schiffen von einem heftigen Sturme verschlagen wurde, und, da sie sehr beschädigt, und das Volk viel Elend und große Noth ausgestanden hatte, einige Zeit hier verweilen mußte.

Obwohl der Abgang des vielen fruchtbaren Landes manche Familien, welche alle Habseligkeiten durch die Meeresfluthen verloren, nöthigte ihre Nahrung mehr als sonst durch Fischfang sich zu verschaffen, so war doch soviel schönes Wiesenland zurückgeblieben, daß die Bewohner des festen Landes immerhin Vieh hinüberbringen durften, um daselbst fett zu werden. Dies that man noch zur Zeit des Johann Hoffmann, der 1665 das Predigeramt zu Wangeroge verwaltete, und in seinem geistlichen Ehren-Gedächtniß Wangerogs, das er seinem Landesherrn, dem Grafen Anton Günther, widmete, das schöne Gras und die vielen Blumen auf den Wiesen außerordentlich preiset. Letzgenannter Fürst, unter dessen Regierung die Insel $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{4}$ Meilen Breite hatte, ließ, weil der Lampenschein auf dem hohen Thurme nicht weit genug von der See aus gesehen werden konnte, und unterdessen die Feuerbaaken erfunden waren, um diese Zeit eine solche im Norden der Insel auf einem Sandhügel 2 Stufen hoch erbauen, wo von Michaelis bis Weihnachten, und von Fastnacht bis Ostern ein Feuer von Steinkohlen auf einer eisernen Rost durch die ganze Nacht beständig brannte, das von einem dazu angestellten Aufseher (Fürbötter), der nahe bey seine Wohnung hatte, besorgt wurde. Erst mit der Besetzung der Insel von den Holländern 1806 hörte diese Einrichtung auf. Man konnte das Feuer $3\frac{1}{2}$ Meilen in der See sehen, und kostete jährlich 1000 Rthlr., welche, während die Fürsten von Anhalt-Zerbst Herren von Zeber waren, die Herzoglich Oldenburgische Cammer aus den Einkünften des Elsflether Zolles alle Jahr vergütete. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts ließ die Regierung in Ost-Süd-Ost der Insel eine Austerbank legen, welche in der Folge die

herrlichsten Ausern lieferte, seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts jedoch nach und nach vom Seesand bedeckt worden ist. Bis zum Jahre 1730 scheint seitdem die Insel nicht viel verloren zu haben, indem man damals noch 202 Matten üppige Weide und 70 Matten schlechtere dort antraf, wie eine in jenem Jahre gezeichnete und das Eiland genau beschreibende Charte bezeuget.

Aber schon vorher hatte man das feste Land durch Eindeichung wieder vergrößert, und nachher gewann man ein Stück Land nach dem andern in wenigen Jahren, so daß dadurch ein bedeutender Raum dem Meere wiederum genommen wurde. Es ist auffallend, daß die See, je mehr man sie durch Deiche beschränkt, desto stärker ihre vernichtende Kraft gegen die Insel ausübt. Von Jahr zu Jahr nahm sie immer ab im Norden, und hauptsächlich, wo das fruchtbarste Land war, im Westen, daher die Bewohner, als die Viehzucht aufhören mußte, allmählig in die größte Armuth versanken.

Vor dem Regierungsantritt des Fürsten Friedrich August von Anhalt-Zerbst hatte man zur eigentlichen Erhaltung des Eilandes nichts gethan; dieser Regent aber, dem das Wohl seiner Unterthanen immer vor Augen und beständig am Herzen lag, widmete ihr seine besondere Aufmerksamkeit, suchte sie mit vielen Kosten zu erhalten, und die Einwohner auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Um die Gefahr abzuwenden, welche durch die Abnahme oder endlich durch das gänzliche Verschwinden der Insel für das feste Land entstehen mußte, sparte er keine Kosten. An den Stellen, wo stürmische Winde und hohe Wasserfluthen Oeffnungen oder Verstäubungen verursacht hatten, wurden quer gegen den Windstrich in schlängelnder Richtung aus belaubtem Strauchholz geflochtene Dämme (Flaken) befestigt, damit der Sand aufgefangen, und auf diese Weise der Verlust wieder ersetzt würde. Das Gesträuch ließ er jährlich in ganz großer Menge aus dem herrschaftlichen Gehölze Upjever herbey schaffen. Zur Erlangung neuer oder höherer Sanddunen pflanzte man Strohdocken mit dem Kopf in den

Strand und das rauhe breite Ende oben, um welches sich der Sand sammeln sollte. An der Westseite hatte dies einen guten Erfolg, an der Nordseite hingegen nützte es wenig. Damit die vorhandenen Dünen befestigt und erhöht würden, betrieb man als das beste und natürlichste Mittel die Pflanzung des Helmt oder Sandhafers, welches ein binsigtes hohes Seegrass ist, auf dem Seesande wild wächst, und durch seine oft 20 Ellen langen in einander verwebten mit vielen kleinen Häkchen versehenen Wurzeln den Sand festhält. Aus eben der Ursache bemühte man sich, niedrige Gesträuche, wie den Seestrandsborn und die Bitterweide, zum Fortkommen zu bringen. In im Jahre 1783 ließ der Fürst auf herrschaftliche Kosten an der Nordseite vor mehreren den Durchbruch der Insel drohenden Orten zwey Querdeiche legen; allein die Freude, dadurch die Fluth aufzuhalten, währte nicht lange, denn im Monat October des nämlichen Jahres, als ein Sturm schon 14 Tage gewüthet hatte, waren sie in einer Nacht von dem Meere so gänzlich zerstört, daß man am folgenden Morgen nicht mehr sehen konnte, wo sie gelegen hatten.

Nicht allein die Erhaltung der Insel, sondern auch das Wohl der Bewohner derselben wollte er bezwecken. Nachdem die Weide so sehr abgenommen, daß 1770 nur 500 Schafe und etwa 35 Stück Hornvieh Futter genug im Sommer und Winter hatten, und zu befürchten stand, daß diese so wie auch die Gärten der Insulaner mit Seesand überwehet würden, wegen der heftigen Stäubung von den nun sehr nahen Dünen, so schickte der Fürst 1772 einen Gärtner, welcher in Vereinigung mit dem Förster zu Upjever daselbst neue Gärten anlegen, solche mit Tannen, Pappeln und andern Bäumen als Schuttmittel besäen und bepflanzen und der Insulaner Gemüsegärten mit grünen Hecken umzäunen mußte. Anfangs gedieh alles vortrefflich, wovon die noch jetzt um den Garten der Bogtey an der Westseite befindliche Hecke ein Beweis ist; aber nach wenigen Jahren verschwand es dem Auge, theils vom Sande bedeckt, theils von der See weggespühlet, und hiermit zugleich wieder ein großer Strich des grünen Landes, welches zur Folge

hatte, daß seit 1776 durchaus kein Heu mehr auf der Insel gemacht ist, sondern immer vom festen Lande geholet wird. Weil dies mit Unkosten verknüpft ist, und der Wiesenwachs noch mehr abnahm, so wurde deshalb des Viehes immer weniger, und die Einwohner ärmer, jedoch auch aus Mangel an Beschäftigung zur Trägheit geneigter, indem, um nicht zu verhungern, leichte Arbeit in den sandigen Gärten, oder leichter Fischfang hinreichte, Geschäfte, welche noch dazu die Weiber verrichteten. Sehr wenige Wangeröder hatten damals ungeachtet des natürlichen Hanges zur Seefahrt Schiffe, um durch Frachtfahren oder durch das Laden der Schille (kleiner Muschelschalen) im Wadde, die auf dem festen Lande hiesiger Gegenden allgemein zu Kalk gebrannt werden, sich etwas zu verdienen. Dieserwegen ließ der Fürst fast allen, welche sich darum bewarben, das Geld zum Schiffbau von der Cammer vorschießen; da sie jedoch keine Zinsen zahlten und äußerst selten das Capital zurückgaben, so konnte es nicht fehlen, daß die Liebe zur Schifffahrt und Thätigkeit so wie der Wohlstand bey den Insulanern wieder stieg. Hierzu trug denn auch wohl das Geld etwas bey, welches das Militair in Umlauf setzte, das oft in großer Anzahl und lange Zeit daselbst in den vom Fürsten erbauten geräumigen Casernen lag. Außerdem ließ er die Pastorei und das Schulhaus neu aufbauen, den Unterhalt des Predigers und Schullehrers durch Anweisung auf die herrschaftliche Casse sichern, und die Abgaben der Einwohner auf einige Ladungen Schille festsetzen.

Diese Sorge für das Wohl der Insel ging vom Fürsten nach seinem Tode auf dessen Gemahlin über. Was erhalten werden konnte, wurde während ihrer Regierung erhalten, so wie die Einwohner unterstützt, jedoch reichte das, was im Jahre 1804 von Weide übrig und nicht vom Meere verschlungen oder mit hohem Sande bedeckt war, kaum mehr hin, um 6 Kühen, 2 Pferden und 200 Schafen im Sommer nothdürftige Nahrung zu geben, denn von dem fruchtbarsten westlichen Theile des Landes sah man nichts mehr, als zur Ebbezeit einige sehr bedeutende Erhöhungen aus Kley bestehend mit kleinen Sand-

dünen umgeben. In dem letzten Jahre ihrer Administration schenkte sie der Insel, die man des Seebades wegen schon sehr häufig besuchte, eine Badekutsche und ein Bett. Vielleicht würde sie in der Folge mehr gethan haben, wenn sie nicht die Holländer durch die Besitznahme des Landes im Herbst 1806 der Herrschaft beraubt hätten. Sehr wichtig ist diese Veränderung den Wangerögern geworden.

Bekanntlich mußte, dem Continentsystem Bonapartes gemäß, auch dessen Bruder, der König von Holland, die Häfen seines Landes den Engländern verschließen, und allen öffentlichen Handel mit denselben verbieten. Auf der andern Seite begünstigte er aber einen Schleichhandel, dessen Hauptpunkt für Deutschland die Feversche Küste ward, da die Englischen Kaufleute ihre größten Niederlagen von Waaren auf der Insel Helgoland hatten. Zwischen der Küste und jener Insel lag Wangeroge allzu bequem, um nicht einen Stationsplatz daraus zu machen. Theils mit ihren Schiffen, theils für Bergen fremder Waaren, so wie mit Beförderung der Correspondenz, vorzüglich aber auch nachher durch Kauf und Verkauf für eigene Rechnung verdienten die Wangeröger viel Geld und wurden wohlhabend. Diese Freude währte nur bis zum Jahre 1810, wo die Franzosen die Küste und Insel besetzten, den Handel mit England gänzlich verhinderten und scharf bestraften. Um den Feuerthurm legten sie eine Batterie an, und gaben der Insel immerwährend eine starke Besatzung und den Einwohnern oft sehr lästige Einquartirung. Englischer Waaren wegen durchsuchte man von Zeit zu Zeit die Sandberge, fand aber selten dergleichen, weil sie gut versteckt waren. Im Frühjahr 1813 mußten die Franzosen die ganze hiesige Gegend und mit ihr zugleich die Insel verlassen, indeß kehrten sie doch bald wieder auch nach Wangeroge zurück, sperrten alle männliche Insulaner in den Kirchthurm ein, und droheten, sie in die Luft zu sprengen, wenn sie nicht bekenneten, wo englische Waaren von ihnen versteckt wären. Aus Furcht gestanden fast alle den Ort, wo sie ihr Eigenthum verborgen hatten, und da es confiscirt wurde, so verloren sie wieder den größten Theil des

erworbenen Reichthums. Zu gleicher Zeit transportirte man zwey Insulaner, die während der Abwesenheit der Franzosen über die vermeintlich wieder erlangte Freyheit zu laut ihre Freude geäußert hatten, gefangen nach Grönningen, wo das Kriegsggericht sie bald verurtheilte und erschießen ließ. Die einzigen, welche in Seeverland als Opfer der französischen Tyranny fielen! Zu verwundern ist es übrigens, daß während dieser Regierung, wo kein Prediger noch Schulmeister sich dort befand, und die Wohnungen derselben so wie auch die Kirche zu fremden Zwecken gebraucht wurden, dennoch die Insulaner die Reinheit der Sitten und ihre Eigenthümlichkeiten erhielten.

Glücklicherweise dauerte jene tyrannische Herrschaft nur bis im November 1813, und eine milde, wohlwollende Regierung folgte mit der des Herzogs von Oldenburg. Schnell ward die Batterie um die Feuerbaale weggenommen, und da in der Franzosenzeit von derselben durch die darauf besetzten Kanonen nur Tod und Verderben angerichtet werden sollte, so konnte sie nun bald wieder den Norbeysschiffenden durch das darauf angezündete neue Lampenlicht zum Heile dienen. Die Wohnungen des Predigers, Boigts und Schullehrers stellte man her, besetzte diese Stellen wieder mit tauglichen Männern, und vergütete durch Erhöhung des Gehalts den Verlust, den das aufgehobene Strandrecht ihnen verursachte. Die Spitze des Thurms ward mit einer schönen Windfahne geschmückt, die Kirche in demselben vortreflich ausgeschmückt und mit einem kleinen Orgelwerk beschenkt. Auch eine Austerbank wurde wieder in der Nähe der Insel angelegt.

Während des französischen Drucks verließen zwar noch einige Familien mit samt ihren Wohnungen die Insel; indes trifft man doch noch, die herrschaftlichen Gebäuden ausgenommen, einige 40 Häuser an. Die Wände derselben, sonst von Kley, welcher dazu aus der See geholet ward, sind jetzt von Backsteinen gemacht, und die Dächer, einzelne ausgenommen, die noch aus Stroh bestehen, von Ziegeln. Drey Thüren führten ehemals hinein, wovon diejenige nur geöffnet wurde, welche den Wind nicht gegen sich hatte, seitdem aber die große

Hausflur zum Theil mit zu Logirstuben benutzt ist, findet man gewöhnlich nur eine mehr. Inwendig haben sie alle außer der Küche, woran früher der Schaffstall gränzte, zwey oder drey geräumige Stuben, jede mit einem auch zwey saubern Betten versehen, und fast alle sind sehr nett und reinlich ausgeschmückt. Ueberhaupt haben die Wohnungen seit dem Beginn der Badeanstalt durch die Fürsorge und Unterstützung der Regierung an inwendiger Bequemlichkeit und äußerlicher Gefälligkeit sehr zugenommen, und überdies sind mehrere ganz neue im modernern Geschmack erbaute, unter andern 1830 das Pfarrhaus, und 1831 das Kaufmannshaus, worin zugleich Wirthschaft und Bäckerei betrieben wird, hinzugekommen. Einige davon bieten dem Auge eine reizende Aussicht dar über das Bad nach dem festen Lande oder auf die Nordsee. Ungefähr zwey hundert und einige vierzig ehrliche und durch den alljährlichen vielfältigen Umgang mit Fremden bis jetzt wenig oder gar nicht veränderte Menschen leben in diesen Wohnungen, von denen die erwachsenen männlichen Personen im Sommer fast immer zu Schiffe sind, im Winter aber der Ruhe pflegen; die Weiber dagegen spinnen Wolle, und verrichten mit den halb erwachsenen Kindern die Gartenarbeit, oder gehen hin zu fischen oder zu schillen.

Ungeachtet sie die plattdeutsche Sprache reden, und die hochdeutsche verstehen, so bedienen sie sich doch unter einander einer ganz besondern, wahrscheinlich der alten Chaukischen oder Friesischen, die sich wegen der Abgeschiedenheit vom festen Lande bey ihnen, mehr oder weniger verändert, erhalten hat. Sie nennen es Quiddern. Die Schreibart derselben ist ihnen gänzlich unbekannt. Daß man öfters englische Wörter darin bemerkt, kann nicht auffallen, wenn man sich erinnert, daß um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Bewohner dieser Gegenden (Chauken) mit den Sachsen vereint, England eroberten, und dort ihre Sprache und Sitten einführten. Eine Sage erhält sich auf der Insel, daß man ehedem noch eine ältere Sprache geredet habe, woraus die Insulaner folgendes anführen: *Leint mi go Knirriknarri, wi wült hurri-*

furi, mit is ong for Spridimidi. Leibe mir deine Heugabel, ich will hingehen Htu zu machen, mir ist Angst vor Regen.

Schwede Familie hat entweder einen Garten bey'm Hause, oder er liegt östlich vom Loge, am Wege nach dem vom Großherzoge Paul Friedrich August 1830 auf der Wiese erbauten schönen schlanken 74 □ Fuß hohen, mit einem Drehlampenwerke versehenen, aus der Mitte seiner Hohlspiegel das Licht $65\frac{1}{2}$ Fuß über ordinärer Fluth werfenden, 750. Fuß D. $\frac{1}{4}$ N. vom großen Thurm entfernten, und unter 53°, 47', 30" nördlicher Breite, und 25°, 31', 30" östlicher Länge von Ferro, oder 7°, 51', 55" östlicher Länge von Greenwich stehenden Leuchtthurm. Ehemals lagen diese Gärten nördlicher, in der Nähe eines noch theilweise vorhandenen alten aber der See preisgegebenen Kirchhofes, und der vom Grafen Anton Günt her erbauten Feuerbaake. Die Wasserfluth vom 3. zum 4. Februar 1825 jedoch, welche jenen Rest des Kirchhofes verschlang, die Feuerbaake umstürzte und dessen Materialien zum Theil bis in die Osterdünen fortspühlte, und so wie am festen Lande die Deiche, hier die Dünen durchriß, und besonders an dieser Stelle ganz ohne eine Spur zurückzulassen fortschwammte, hatte sie gänzlich verwüstet. Ueberdies entstanden an ihrer Statt bald wieder hohe Sandberge, die der Wind zusammentrieb, und welche durch das sorgfältige Pflanzen vieler Gesträuche, Stroh und Helmt schnell zu Schutz gebenden Dünen überall anwuchsen, deshalb legten die Einwohner ihre Gärten südlicher nach der Wadseite hin an, von woher jetzt weniger Gefahr einer Ueberschwemmung drohet, weil sich auch hier ein neuer Schutzwall von Dünen gebildet hat. Zwar sieht man daselbst eben so wenig den schönen Kleiboden, sondern mehrere Fuß hoher darrer Sand bedeckt ihn, aber dennoch gedeihen die Gemüse vortreflich, besonders die unter der Erde, z. B. die Kartoffeln und Moorrüben, wenn man nur genug Mist hinein bringt, und keine Ueberfläubung eintritt, die freylich durch die bretterne Umzäunung verhütet werden soll. Sogar Obstbäume kommen vor dem Winde geschützt gut fort, und vor 35

Fahren rühmte man auf dem festen Banke die Wangeroger Kirſche, obwohl Portugiſſchen Urſprungs, noch als eine vorzügliche Sorte. Jetzt ſieht man keine mehr, und außer den im Gärten, an der Wand des Conſervationshauſes, und bei der Predigerwohnung ſtehenden, und jährlich gute und reichliche Früchte tragenden Obſtbäumen, trifft man dergleichen nur bei einzelnen Häuſern, und zum Theil verkrüppelt an. Ueberhaupt hat es aller Aufmerkſamkeit der Behörden, und aller angewendeten Koſten ungeachtet biſher mit den oft wiederholten Pflanzungen von Bäumen im Freien nicht gehen wollen, theils weil nicht hinlänglich Schutz vor den Winden, beſonders den Weſt- und Nordwinden geſchafft wurde, theils aber auch weil die Inſulaner ſelbſt zu wenig Sinn dafür haben, und es lieber ſehen, wenn ſie nicht da ſind, indem ſie ihre Kinder und Schafe, die den meiſten Schaden daran machen und die größten Feinde derſelben ſind, beſſer zu hüten, dadurch veranlaßt werden, was ihnen indeß zu viele Mühe macht. Die zwar nicht ſehr große, aber doch niedliche, angenehme mit ſhattigen Sitzplätzen verſehene, erſt 1824 angelegte und den vormaligen Bogts und einen anderen benachbarten Garten in ſich faſſende und eingefriedigte Parthie beim Conſervationshauſe liefert den Beweis, daß, wo Schutz und nur etwas Pflege iſt, allerhand Bäume und Geſträuche gut fortkommen. Der Hollander und die Weide zeichnen ſich hier vor allen aus, und letztere erreicht ſchnell eine bedeutende Höhe und Stärke. Nördliche und inſonderheit nordweſtliche Winde, die im Frühjahr nach ſchönen warmen Tagen ſich nicht ſelten unerwartet einſtellen, und meiſt kalt und trocken ſind, verurſachen den größten Schaden, und tödten ſchnell die jungen Zweige, wenn ſie keinen Schutz haben; eine feuchte Witterung dagegen iſt ihnen hier vortheilhaft. Sollten die Inſulaner ſelbſt, wie es ſcheint, nach und nach mehr Sinn für Baumpflanzungen bekommen, ſo wird ihnen die Regierung die Pflänzlinge gerne ſchenken, und dann werden bald viele hübsche und ſhattige Parthien entſtehen, indem es eine Menge dazu einladender Flecke giebt.

Uebrigens beſtehet die ganze Inſel, welche heutigen Ta-

ges von Süden nach Norden keine fünf Minuten breit, von Westen nach Osten jedoch eine gute Stunde lang ist; fast aus lauter Kleinern oder größern Sandhügeln und Niedrigungen. Je weiter nach Osten, desto höher sind jene, und fast am Ostende der Insel, in der Nähe eines alten Meer-Durchbruchs, (Wienleegde genannt) sind die beiden höchsten, der eine am Bad, der andere am Nordstrande. Letzterer ist noch höher als jener, und bietet die schönste Aussicht dar über die ganze Insel, das Bad nach dem Festlande, und weit ins eigentliche Meer hinans. Diese, so wie alle am Rande der Insel liegenden Ostdünen, sind nur mit Helmt bewachsen, die innerhalb befindlichen meist aber auch mit einem dünnen Rasen bedeckt. Am Westende der Insel giebt es weniger und niedrigere Hügel, doch sind sie stärker besetzt, und die westlichste hat eine ziemliche Höhe, so daß sie einen nicht minder schönen Anblick des Dorfes, der Rhebe, der benachbarten ostfriesischen Insel Spiteroge, und der Nordsee gewährt. Zwischen den Dünen giebt es viele und mitunter tiefe Niedrigungen, von denen einige recht freundlich sind, indem die sie einschließenden hohen grünen manchmal terrassenartig geformten Hügel Schutz vor der nicht mehr ganz hoch stehenden Sonne, und vor jedem Winde geben, und der Rasenteppich des Bodens eine reine bequeme Lagerstätte darbietet. Nicht selten werden die der Ostdünen in der Badezeit von einer Gesellschaft des Nachmittags als das Ziel eines Spazierganges bestimmt, wo man unter freiem Himmel ausrufen, und sich durch eine Tasse Kaffee, den man hier, nachdem die Geräthe vorher hingeschafft sind, bereiten läßt, im fröhlichen Kreise erquicken will. Die ganz sanftigen Vertiefungen zwischen den äußersten Dünen, vorzüglich in Osten, dienen den Seevögeln zu Aufenthaltsorten, wo sie fast den ganzen Sommer hindurch ihre Eier legen, und mit Hülfe der Sonne ausbrüten. Sonst gab es hier auch viele wilde Kaninchen, aber jetzt sind sie selten, obgleich man von der benachbarten Insel Langeoge wieder welche hergebracht hatte, die sich unglaublich schnell vermehrten. Vorher waren sie von dem zahlreichen auf der Insel stationirten Militair der

letzten fürstl. Anhalt-Zerbst'schen Regierung heftig verfolgt worden, und jetzt wollen die Insulaner sie nicht dulden, weil sie ihre Gärten ruiniren. In den Niedrigungen der Ostdünen entstehen durch vielen Regen hauptsächlich im Herbst mehrere Weiher, wo wilde Enten, Bekassinen und andere Wasservögel sich aufhalten, und da der Boden jener häufig lehmartig und fettig ist, so findet sich hier ein besserer Grasswuchs, weshalb man daselbst gewöhnlich die aus pl. m. 200 Schafen und 6 bis 8 milchgebenden Kühen bestehende Heerde, und bisweilen auch die 4 Pferde des Plogts, welche derselbe in der Regel auf dem Stalle hat, um schleunigst Reisende und Güter aus den auf der sichern Hebe liegenden Schiffen an die Insel und dahin wieder zurück zu bringen, weiden siehet. Ungefähr auf halbem Wege zwischen dem Dorfe und den Ostende der Insel auf der Wiese, gleich hinter den Seestranddünen, hat Herr Renken, Kaufmann in Eldenburg, eine Seesalzfabrik 1832 mit großem Kostenaufwande errichtet, deren Ausblühen und Fortbestehen jeder Vaterlandsfreund wünschen muß. Je näher beym Dorfe und den Gärten, wo die zwar magere aber doch mit weißem Klee überall geschmückte Weide anfängt, desto weniger hügelig ist das Land, am aller ebensten in der Nähe des Leuchthurms. Das Dorf selbst steht auf dem höchsten Flecke der Insel; auf schierem Sande, den früher der Wind bald hierhin bald dorthin zusammenwehete, jetzt aber durch den Sandhafer fester gebunden ist, und größtentheils auch schon von einer grünen Decke, deren Anfang immer der Gänsefuß macht, gehalten wird. Um den großen Thurm und nach der Pastorei hin war 1823 noch die wüdeste Gegend, und das Sandstäuben am heftigsten, welches nur dadurch schnell geändert werden konnte, daß man hier den Boden mit Stroh bestückte und Grassaamen hineinwarf, und ihn dort mit festen Kleisoden belegte, welche von der Küste herüber geholt wurden; und jetzt eine schöne grüne Decke bilden, die sich immer mehr ausbreitet, und sogar über die dazwischen liegenden backsteinernen Straßen, welche seit 1821 durch's ganze Dorf führen, gewuchert. Ueberhaupt ist der hiesige Sand nicht unfruchtbar zu nennen.

sondern man siehet ihn auffallend schnell grün werden; sobald ihm nur Ruhe geschafft wird, und die Bitterung mehr feucht als trocken ist.

Die Herzogliche Regierung wünschte die Fruchtbarkeit der Insel zu erhöhen, und vertheilte zu dem Ende im Jahre 1819 die Gemeinweide unter den Hausbesitzern mit der Bedingung, daß jeder seinen Theil einwallen sollte. Allein sie scheinen sich eben so wenig darum zu bekümmern als um den am Weststrande in großer Menge liegenden Kley, mit welchem sie gewiß nach hinlänglicher Auswitterung ihre Gärten ansehnlich verbessern könnten. Auf gleiche Weise vernachlässigen sie die Einsammlung und Aufhäufung des Leeks (Auswurf der See von animalischen und vegetabilischen Geschöpfen), der nicht minder einen guten Dünger abgeben müßte, wenn man ihn zweckmäßig behandelte. Nur der Bogt allein umgab den ihm zugefallenen Theil mit einem Walle, benutzte ihn zum Gemüse- und Kleebau, und erndtete von beiden immer reichlich. Leider währte die Freude nicht lange, denn die Sturmfluth 1825 überschwemmte hier alles, und riß die Wälle nieder, doch sind sie jetzt ziemlich wieder in Ordnung, so daß der Fleck auch vor den ungehüteten Schafen, den größten Feinden aller hiesigen Land-Cultur, gesichert ist.

Bemerkenswerth sind hier auf Wangeroge noch die Brunnen, welche ein, wenn gleich des eigentlichen Brunnengeistes entbehrendes, doch so schönes zu jeglichem Gebrauche taugliches Wasser geben, und überdies sehr leicht zu graben sind. Zu dem Ende schafft man zuerst den Sand weg, macht alsdann eine hinreichend große Oeffnung durch den eigentlichen Boden der Insel, den Kley, worauf man wieder auf weichen Sand kommt. Aus diesem quillt nun das Wasser manchmal so stark hervor, daß man bey der Hand seyn muß, um eine, zwey auch wohl drey Tonnen auf einander, je nachdem das Loch tief ist, in demselben zu befestigen, weil das Wasser sie sonst in die Höhe drängt, und hiermit ist alles fertig. Je mehr nach Westen, desto weicher soll das Wasser seyn. Nur beim Conversationshause ist jetzt noch ein gemauerter Brunnen.

Sonderbar und kaum glaublich aber wahr ist es, daß man beim Graben in die nahe bei der Insel gegen Nordwest liegenden Sandbank (Riff), wenn sie in einiger Zeit vom Meere nicht bedeckt, sondern trocken war, was bei gewöhnlicher Fluth der Fall ist, süßes Wasser trifft. Dieses so wie auch das der Brunnen auf der Insel, wenn sie rein gehalten werden, stehet in Hinsicht seiner Qualität und Quantität in keiner bedeutenden Beziehung zum Regen oder zur Dürre, deshalb muß es wohl größtentheils Seewasser seyn, das vom Meere selbst und seinem Gewicht durch den Sand gepreßt, und von diesem geläutert wird. Zur Ebbezeit ist der nahe am Wasser befindliche Sand immer feucht, wenn jenes auch seit ein Paar Stunden nicht mehr darüber floß, und die Sonne darauf stand; bei steigender Fluth siehet man den Sand eine ganze Weile vorher feucht werden, und kann schon Wasser herauspressen, wenn man sich dahin stellt, oder was Schweres darauf legt, wo die See noch lange so weit nicht heraufgekommen ist, und eben vorher der Sand so trocken war, daß er stäubte. Dieses scheint für die geäußerte Meinung sehr zu sprechen.

Das Klima ist nicht so rauh und unfreundlich, wie man wohl glauben sollte. Die Luft kommt einem sogar, wenn nördliche und heftige Winde (Weinwind) wehen, nie so kalt vor, als unter gleichen Umständen auf dem Festlande, und beyhm Einathmen fühlt man sie weich, sanft, angenehm und erquickend. Der westliche Wind ist zwar auch hier vorherrschend, aber so oft und so viel Regen als dort bringt er nicht, auch ist die Witterung nicht ganz so veränderlich. Die Gewitter brechen gemeiniglich mit heftigen den geöffneten Fenstern gefährlichen Windstößen los, sind manchmal fürchtbar stark; und ziehen meist lange rund um die Insel, selten darüber weg. Schön ist der Anblick den ein starkes Gewitter hier bisweilen gewährt, vorzüglich in der rauschenden Abenddämmerung, und wunderbar hört man das Meer bald hier bald dort toben, oder ganz leise murmeln oder rauschen, und zum Erstaunen siehet man es am Ufer plötzlich sich heben

und aufsteigen, oder auch fallen und zurückgehcn, je nachdem jenes nahe oder ferne ist. Im Winter wird die Lätte, so lange die Insel nicht mit Eis umgeben ist, durch die Ausdünstungen des immer offenen und sich bewegenden Meeres gelindert, und im Sommer ist der schwere grobkörnige Sand bisweilen schrecklich heiß, die Seewinde reinigen öfters die manchmal dicke und feuchte, aber im Ganzen gleichförmige Luft, und das fast beständige Wohlbefinden der Einwohner verspricht einen vortheilhaften Einfluß auf den menschlichen Körper.

Wenn jene Menge von mannigfaltig gestalteten Thieren und Gewächsen, so wie die übrigen Merkwürdigkeiten des Meeres, das die Insel umgiebt, insonderheit der Aufmerksamkeit des Naturforschers würdig zu seyn scheint, so giebt es darunter doch Gegenstände, welche wenigstens die Neugierde eines jeden Fremden auf sich ziehen, und um diese zu befriedigen, dazu mögen folgende Zeilen dienen:

Zuerst sey als Säugethier billig der sich hier im Meere sehr häufig aufhaltende Seehund (*Phoca vitulina*) genannt, welcher durch sein Fell, besonders aber durch seinen bey sich führenden Thran, den Einwohnern einen guten Erwerbshweig sichert. Das dunkler gefleckte Fell der jungen Thiere wird mehr gesucht, dahingegen die alten den Insulanern wegen des häufigern Thrans lieber sind. Die Jagd derselben ist, wenn gleich mühsam doch für den Liebhaber um so interessanter, weil sie von allen andern Jagden abweicht. Zwey Schützen begeben sich wohl bewaffnet mit einem Jungen an Bord eines kleinen Fahrzeuges, und werfen nahe bey einer im Meere befindlichen Sandbank, die mit der Ebbe trocken kauft, und wo die Seehunde sich gerne sonnen, den Anker aus. Sobald die Bank trocken ist, legen sie sich mit dem Bauch darnuf nieder, die Gewehre im Anschlag haltend, und zugleich die größte Stille beobachtend. Alsdann fängt der Junge an, die Bewegungen eines auf dem Sande laufenden Seehund's nachzuahmen, indem er sich mit über einander geschlagenen Armen auf die Ellbogen stützt, und mit erhobenem Kopfe, durch Hülfe der Kniee und Ellbogen, fortrutscht (huckeln). Durch diese Be-

wegungen getäuscht, glauben vornehmlich die jungen im Wasser schwimmenden, und den Kopf heraussteckenden Robben, ihre Kameraden dort zu finden, und kommen ganz nahe heran. Gewöhnlich werden sie nun durch einen nach dem Kopf gerichteten Schuß oder Schlag ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und eine Beute des Jägers, der das verwundete Thier mit einem Schiffshaken zu sich zieht, und im Fall es noch nicht todt seyn sollte, durch einige Schläge auf die Nase, wo es nichts vertragen kann, vollends erlegt. Auf die nämliche Weise verfährt man, wenn sie sich am Strande der Insel sehen lassen. Alte Seehunde sind vermittelst dieser Jagd selten zu bekommen, sondern werden häufiger auf dem Sande, wo sie sich sonnen und einschlafen, beschlichen und getödtet. Die todtten Thiere bringt man darauf nach Hause, zieht ihnen das Fell ab, befestigt solches scharf ausgespannt an die Siebel der Häuser zum Trocknen, brät alsdann den das Fleisch umgebenden und rein abgelsetzten Speck aus, und wirft den übrigen Körper aus bloßem Vorurtheil als unnütz weg. Das Fleisch für unrein zu halten ist wirklich ein Vorurtheil, denn öfters wiederholte Versuche haben gelehrt, daß der Rücken des Seehundes, von seinen Häuten und Fett ganz befreiet, einige Tage in Essig gelegt und nun gebraten, keinesweges eines guten, delicates Geschmacks entbehrt. Die Bewohner der an der holländischen Küste belegenen Insel Schiermonik fangen zum Nachtheil der Wangerdger die Seehunde in Netzen, die in einiger Entfernung im Wasser liegen, und woran sie zur Lockung oben hölzerne Formen, die den Köpfen dieser Geschöpfe gleichen, befestiget haben. Sobald sich mehrere Robben in der Umgebung des Netzes befinden, ziehen sie es auf eine Sandbank, und tödtten die Thiere durch Schläge. Die Unbehülfslichkeit und das langsame Forthuckeln des Seehundes läßt seine Gegenwehr leicht vermeiden, indeß ist der Biß des gereizten Thieres äußerst heftig.

Als zweites Säugethier folgt nun der Braunsfisch oder Tümmler (*Dolphinus Phocaena*), der durch seine wunderbaren Wendungen das Auge des Beobachters ergötzt, indem er

im Schwimmen sich über Kopf zu schlagen scheint, woher der Name *Tümler*, d. h. ein *Taumelnder*. Er ist durch das auf seinem Vorderkopfe befindliche Luftloch, woraus er manchmal einen starken Wasserstrahl spritzt, dem *Wallfischgeschlechte* nahe verwandt, und erscheint oft in beträchtlicher Größe an der Küste. Im Sommer 1820 fischten einige *Wangerdger* ein solches Thier in der blauen Balge (man nennt so das *Fahrwas*, ser östl. von der Insel.) auf, das wahrscheinlich an dem im Rachen steckenden Lachs eben erstickt war. Die Ausbeute an, *Thran* betrug mehr als 80 Kannen, und der übrige Körper welchen die Fischer weggeworfen hatten, und in der Folge auf den Strand der Insel gerieth, maß 11 Fuß 6 Zoll in die Länge, der Durchmesser dicht unter dem Kopfe 3 Fuß 4 Zoll und beym Ende des Schwanzes 6 Zoll. Nach der Zeit habe ich öfters wieder einen gesehen, aber kleiner, und einige Male fand man ganz junge lebendig auf den Strand getrieben. Da dieser Fisch eine so reichliche Menge *Thran* liefert, so würden die *Insulaner* ihn gewiß gerne fangen, wenn dies nicht mit den größten Schwierigkeiten verbunden wäre. In *Neze*, wie die sonst geschickten *Blankeneser* haben, scheint er nicht gehen zu wollen, wenigstens ist kein *Beispiel* bekannt, daß einer derselben einen solchen Fisch in selbigem gefangen hätte, und die *Harpune* erfordert zu große Uebung und besondere *Hülfeinrichtungen*, wozu sich der *Insulaner* nicht leicht versteht. Die *Kugelbüchse* scheint das beste Mittel zu seyn, doch sind sie auch hiermit wenig geübt. Selten bekommen sie ihn anders in ihre Gewalt, als wenn er seines eigenen Todes gestorben ist.

Dies wären die beyden im Meere bey der Insel lebenden *Säugethiere*, daher nun eine kleine Uebersicht der *Vögel* folgen mag. Viele davon pflanzen sich hier fort, und legen zur Zeit des Frühjahrs ihre *Eyer* im Sande der *Dünen*, woselbst sie solche auszubrüten suchen. Die *Kinder* der *Insulaner* wissen jedoch die *Nester* gut zu finden, nehmen die *Eyer* heraus, bringen selbige ihren Eltern, die den Inhalt heraus-

blasen zu ihren Speisen benutzen; und die leeren Schalen im Sommer durch die Jugend an die Badegäste verkaufen.

In der kälteren Jahreszeit giebt es der Schwimmvögel bey weitem mehrere, als in der wärmeren, weil alsdann viele Enten-Arten, wie der Schwan (*Anas Cygnus*), die Sammetente, die wilde Gans (*Anas Anser*), die Eidergans (*Anas mollissima*), die wilde Ente (*Anas Bochas*), sodann der Merrachen (*Mergus serrator*), und zuweilen sogar der Pelican (*Pelecanus Onocrotalus*) dort angetroffen wird. Im Sommer bemerkt man am häufigsten den Troiltaucher (*Colymbus Troile*) und den Papageitaucher (*Alca Torda*). Beide haben durch die weit nach hinten befindlichen Füße einen lächerlichen und unbequemen Gang, indem sie sich beynabe bald senkrecht erheben, bald aber das Gleichgewicht verlieren, ihre ganz kurzen zum Fluge unbrauchbaren Flügel zu Hülfe nehmen, und auf dem Bauche und der Brust fortrutschen. Wenn sie sich bey der Ebbe verspätet haben, und das Wasser schon ferne ist, so kann man sie auf diese Weise manövriren sehen, und zugleich äußerst leicht erhaschen, oder sie sind jederzeit eine Beute des Todes, weil ihnen das Wasser nicht lange fehlen darf. Beide ähneln sich sehr in der Farbe; sie sind nämlich oberhalb schwarz und unterhalb weiß, jedoch ist die schwarze Farbe des ersteren etwas bräunlicher, und des letzteren Bildung unterscheidet sich durch seinen an der Spitze zu stark gekrümmten, messerförmigen, an jeder Seite mit 4 oder 5 weißen Furchen versehenen Schnabel, welcher ihn zu dem furchtbarsten Räuber der Fische, besonders der Heeringe macht. Eben diese Taucherarten sind es um deren, den Eiderdunen gleich geschätzten, Federn sich die Nordländer, z. B. die Bewohner der Faröer Inseln in die augenscheinlichste Lebensgefahr begeben.

Unzählbar ist die Anzahl der die Luft durchkreuzenden Meven und Seeschwalben! Die gemeine Meve (*Larus canus*) hat auf dem Rücken, Unterhals und den Flügeldecken eine zarte, bläulich aschgraue Farbe, schwarze Schwingsfedern, Kopf, Hals und Leib sind blendend weiß, der längliche an der

Spitze etwas gekrümmte Schnabel grünlich gelb, die Füße bläulich grün, überhaupt ist sie von schönem Ansehen. Diesen Vogel kann man, nachdem die Flügel gelähmt sind, leicht zähmen, und mit Speisenabfall vorzüglich von Fleisch ernähren, ohne daß er sich sehr nach Wasser sehnt. Die Wangeroger nennen ihn Langbeentiarf.

Die gefleckte Meve (*Larus maevius*) ist weiß, mit schwarzen Punkten besetzt.

Die braune (*Larus fuscus*) hat unterhalb eine weiße Farbe, einen schwarz, braunen Rücken, und einen etwas schwerfälligen Flug.

Die kleinste Meve (*Larus minimus* W. Lieve) dagegen ist ein überaus niedliches Thier. Kaum von der Größe einer Lerche hat sie die Farbe der gemeinen Meve, eine glänzend schwarze Kopfplatte, u. kleine Binnorrothe Schwimmsfüße. Sie fliegt schnell in beträchtlicher Höhe, und, nach Art der Raubvögel, unverwandt auf einem Fleck sich haltend, schießt sie, wenn sie ihren Raub, der in kleinen Insekten besteht, im Wasser erblickt, plötzlich wie ein Pfeil in dasselbe hinab, taucht darin unter, und erhascht so ihre Beute. Auch die Meerschwalbe (*Sterna hirundo*), die ebenfalls einen schwarzen Kopf, und den Namen von dem gabelförmigen Schwanz bekommen hat, siehet man häufig. Außerdem befinden sich noch am Strande viele Strandläufer (W. Pclilik) von graulich brauner Farbe, die so scheu, daß man ihrer nicht recht habhaft werden kann, ob sie gleich der Jagd werth sind, weil sie gebraten ganz vortrefflich schmecken.

Landvögel giebt es sehr wenige, indess sind hier einheimisch: die Feldlerche (*Alauda arvensis*), die Hauschwabe (*Hirundo rustica*), der Hänfling (*Fringilla Cannabina*), die weiße Bachstelze (*Motacilla alba*), die gelbe Bachstelze (*Motacilla flava*), das Rothfelchen (*Motacilla Phoenicurus*) und der Sperling (*Fringilla domestica*). Soust kommen durch das Ueberfliegen der Wandervogel, die hier ruhen, mehrere her. So wird bisweilen der

Kukul, Wiebehopf u. geschossen, und jeden Herbst fängt man eine ziemliche Anzahl Droseln.

Um mit den übrigen am Strande oft zu beobachtenden Geschöpfen sowohl des Thier- als Pflanzenreichs schnell bekannt zu werden, begiebt man sich am besten an Bord eines Blankenesers, und fährt mit ihm zum Fischfang aus, wozu er sich für eine kleine vorher zu bedingende Vergütung leicht bewegen läßt. Es legen sich nämlich häufig die Blankeneser mit ihren Fahrzeugen auf der Riede von Wangeroge vor Anker, wenn sie durch ungünstigen Wind oder schlechtes Wetter verhindert werden, nach der Elbe zu kommen. Bey dieser Gelegenheit hängen sie die Neze von der Spitze des Mastes zum Austrocknen herab, bringen auch lebendige Seefische zum Verkauf nach der Insel, und sehen es gerne, wenn man ihre Schiffe, Ever genannt, besucht. Manchmal liegen wohl 30 bis 40 dergleichen Ever mit ausgespannten Nezen in einer Reihe, und gewähren dem Beobachter von der Insel ein angenehmes Schauspiel. Zu einer Lustreise nach Helgoland sind sie für 10 bis 18 Rthlr. je nachdem die Anzahl der Liebhaber groß ist, leicht zu miethen, doch muß man seinen Proviant mitnehmen, und einen festen Accord mit ihnen abschließen, wohin die Rückreise gehen soll, weil sie gar zu gerne von dort nach Hamburg oder Blankenese, ihrem Wohnort, segeln. Die ganze Fahrt hin und zurück wird öfters in 36 Stunden gemacht. Auf die Sicherheit der Schiffe so wie auf die Geschicklichkeit der Führer kann man sich verlassen, denn jede Barke wird von drey Leuten regiert, braven Seemännern, die, von früher Jugend auf mit dem Meere vertraut, dasselbe als ihre Heymath ansehen, und unerschrocken bey den größten Gefahren bleiben. Die Schiffe sind auffallend fest konstruirt, ihre innere Einrichtung ist meist der Erhaltung der Fische gewidmet, und das hohe scharfspitzige Vordertheil, so wie der eigenthümliche Mast und das Segel zeichnet sie vor allen andern aus. Nicht jedem Badegaste ist indeß weder eine große noch kleine Reise zur See während des Fortlaufes der Cur dienlich, denn durch die damit allezeit verbundenen geringen oder be-

deutenden Strapazen, Seekrankheit, Erhitzung, Erkältung, Sonnenbrand u. dgl. leidet jene fast immer, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine Störung, die bei schwächlichen Personen von solcher Wichtigkeit werden kann, daß sie die größte Rücksicht und Aufmerksamkeit verdient, und weshalb ich, bevor die mögliche Veranlassung dazu unternommen wird, zur Vorsicht und Ueberlegung rathen muß.

Doch es ist Zeit die Anker zu lichten, das große Netz auszuwerfen, und die Fahrt zum Fischfange zu beginnen. Schon unterwegs bemerken wir, daß sich der Riesenseib eines Störs (*Acipenser Sturdo*) über die Wellen emporhebt. Dieser Fisch gehdret zu den größten Knorpelthieren, denn seine Länge beträgt oft 18 bis 20 Fuß, und sein Gewicht steigt bis auf 200 Pfund. In dem fischreichen Flusse Ob in Sibirien sind sie so groß, daß man von einem einzigen Weibchen 200 Pfund Kogen (woraus der Caviar bereitet wird), und von einem einzigen Männchen 250 Pfund Milch erhält. Die Haut des Störs ist rauh, und die auf seinem Rumpfe befindlichen fünf Reihen Schilde, wovon eine Reihe auf dem Rücken, zwey Reihen an jeder Seite des ersten, und zwey auf den Seiten des Bauches bemerkt werden, geben ihm eine säufedige Gestalt, wodurch er sich, so wie durch seine rauhe Haut, von den übrigen Arten seines Geschlechts, dem Hay und dem Sterket unterscheidet. Die Schilde selbst sind gestraht, knochenartig, und endigen sich oben in eine etwas zurückgebogene Spitze. Der Kopf des Störs ist lang abschlußfig, dem Kopf eines Windhundes nicht ganz unähnlich, und mit acht rautenförmigen Schildern besetzt. Der Mund ist zahlos, röhrenförmig, und sitzt unterhalb. Die am Munde befindlichen röhlichen, wurmhähnlichen Hautfasern dienen ihm zum Köder, seine Beute an sich zu locken. Die Grundfarbe des Körpers ist blau grünlich. Auf der obern Hälfte siehet man braune, und auf der untern schwätzliche Punkte. Der Schwanz ist bey nahe wie bey den Hayfischen gebildet, nämlich seine obere Hälfte steigt in schiefser Richtung über ein mal so hoch hinauf wie die untere herab gehet. Der Stör nährt sich von andern

Fischen, und verfolgt den Heering, den Lachs und die Macrele, wenn diese, um zu laichen, an die Küste kommen. Sein Fleisch ist fett, und hat einen angenehmen Geschmack. Man genießt es theils frisch, theils eingesalzen. Frisch wird es am besten mit Essig, Pfeffer und Baumöl kalt gegessen.

Unterdessen umgürten sich die Fischer mit dem lebernen Schurzfell, ziehen die großen Stiefel an, und rüsten sich zum Aufziehen des Netzes, weil sie jetzt an eine dazu günstige Stelle eine lang sich erstreckende Sandbank, gekommen sind. Einer von ihnen begiebt sich über Bord in das leichte Wasser, um den beiden andern beym Aufziehen behülflich zu seyn. Jetzt kömmt das Netz an Bord, welches ein Gewimmel von Geschöpfen der verschiedensten Art! Zuerst fällt außer dem Stör die sonderbare Gestalt des Glattrochen (Raja Batis) auf. Er gehört wie jener zu der Klasse der Knorpelthiere, und unterscheidet sich von den übrigen seines Geschlechts durch seinen zugespitzten mit Stacheln besetzten Schwanz, worauf nur eine Reihe Stacheln befindlich ist, die bey den Männchen zuweilen an jeder Seite heraufgeht. Außerdem ist der Schwanz noch mit zwey kleinen Flossen besetzt. Der übrige Theil des Körpers fühlt sich glatt an, und hat einen schleimigten Ueberzug. Im Munde sitzen mehrere Reihen scharfer Zähne, und der Kopf endiget sich in eine stumpfe Spitze. Der Oberleib sieht aschgrau aus und der Unterleib weiß, mit liniensförmigen schwarzen Punkten besprengt. Gewöhnlich beträgt die Länge des Körpers 2 Fuß, die des Schwanzes $1\frac{1}{2}$ Fuß, jedoch trifft man auch außerordentlich große an. Das harte in der Sonne getrocknete Fleisch genießen die Wangerdger häufig und gerne, da es doch fast von jedermann für eine schlechte Speise gehalten wird. Die häutigen Eyer des Rochen findet man häufig am Strande, doch äußerst selten noch mit Dotter angefüllt, gemeiniglich nur die leeren braunen Schalen derselben, und daraus ist vielleicht die hieselbst gebräuchliche Antwort entsprungen, die man demjenigen ertheilet, welcher etwas Gehalt- oder Grundloses erzählt: Du träumst von Rocheyern.

Der zunächst liegende Fisch ist ein Geschlechtsverwandter

des furchtbarsten Raubthieres im Meere, des Haysfisches, nämlich der nur 4 Fuß lang werdende Dörnhay (*Squalus acanthias*). Das Hauptunterscheidungszeichen dieser Art besteht darin, daß er an beiden Rückenflossen zwey Stacheln hat, jeder Stachel sitzt am Anfange der Rückenflosse, und ist weiß, stark und fast dreyeckig. Der Kopf dieses Hays hat von oben nach unten eine zusammengedrückte Form, und endiget sich in eine stumpfe Spitze, die halb durchsichtig ist. Unter derselben liegen das Maul und die Nasenlöcher. An jeder Seite des Kopfs nahe an den Brustflossen befinden sich fünf halbmondförmige Luftlöcher, und hinter den Augen sind noch ein paar Löcher, wodurch er das eingeschluckte Wasser wieder von sich giebt. An jeder Kinnlade sitzen drey Reihen scharfer Zähne, die Haut ist gekörnt, die obere Seite hat eine schwärzliche, die untere eine weiß-graue Farbe.

Jener lange dünne Fisch gehört zu dem Geschlechte der Nadelfische, und wird die Meernadel (*Syngnathus acus*) genannt. Die Form dieser Fische ist sehr zu bewundern, indem sie bis 2 Fuß lang, und kaum einen kleinen Finger dick werden; noch mehr aber die Art ihrer Fortpflanzung, denn man hat bis jetzt noch keine Männchen unter ihnen entdeckt, sondern lauter Weibchen. Sind wirklich keine Männchen vorhanden, so muß die Erzeugung neuer Fruchtkeime ohne männliche Begattung, wie bey einigen Insekten, durch eine fortbauernde Lebenskraft bewirkt werden. Der Kopf der Meernadel ist ein wenig zusammengedrückt, und endiget sich in eine lange dünne Schnauze, die eine etwas aufwärts gebogene Spitze hat. Der Rumpf ist aus 18 und der Schwanz aus 36 Schildern zusammengesetzt. Hier nennt man diesen Fisch Windspieler, wegen der sonderbaren Eigenschaft, daß er getrocknet, und an einem Faden, in horizontaler Richtung frey schwebend, in einer Stube aufgehängt, sich nach dem Winde drehen soll.

Vorstehende Fische gehören alle zur Klasse der Knorpelthiere oder schwimmenden Amphibien; jetzt von den eigentlichen Fischen.

Zuerst sehen wir den bekannnten Schellfisch (*Gadus Ae-*

glossinus), der wegen seines köstlichen Geschmacks von den Küstenbewohnern ungemein geschätzt wird. Man trifft ihn 1 bis 2 Fuß lang an; der Körper ist länglich, der Bauch dick, der Kopf keilsförmig, und der Schwanz schmal; die Schuppen sind klein, der Rücken bräunlich, die Seiten und der Bauch silberfarbig. Seine Nahrung besteht in Meerkräutern u. Wasserinsecten, besonders gerne frisst er junge Heeringe.

Dann ist hier auch noch einer seiner Geschlechtsverwandten, der bey weitem größere Kabeljau (*Gadus Morrhu*) der theils frisch genossen wird, theils getrocknet den bekannten Stockfisch, oder gesalzen den Labberdan liefert. Er zeichnet sich vor den übrigen Arten durch seine größeren Schuppen aus. Der Kopf ist abschüssig, die Farbe des Körpers oben grau mit gelben Flecken besprenkt, am Bauche weiß. Die Länge beträgt 3 bis 5 Fuß. Den Namen hat er von den in der Schiffersprache sogenannten Kabeln erhalten, d. h. Stricken woran Angelhaken befindlich, und womit er außer dem Nege ebenfalls gefangen wird. Er nährt sich von Krebsen, Heeringen und andern Fischarten.

Einen wegen seiner schönen Farbe auffallenden Fisch finden wir auch hier, nämlich den rothen Seehahn (*Trigla Cuculus*). Der Leib ist lang gestreckt, der Kopf abschüssig, und vor jeder Brustflosse, die röthlich weiß sind und eine himmelblaue Einfassung haben, befinden sich drey fingersförmige Gräten. Die Farbe des Körpers ist oben und auf den Seiten schön roth mit weißen Punkten, und der Bauch silberweiß. Er wird etwa einen Fuß lang, und raubet alles, was sich ihm darbietet. Das Fleisch desselben wird nicht sehr geschätzt. Wenn man ihn angreift, so läßt er einen Ton hören, der einige Aehnlichkeit mit dem Tone eines Kutuks hat.

Es würde zu weit führen, auf die anderen mitgefangenen Fische, wie den schmackhaften Steinbutz, die delikate Bunge, die Scholle u. dergl. m. zu erwähnen, deshalb wollen wir uns zu der Klasse der Insecten, Würmer und Vegetabilien wenden, und sehen, was es davon Vorzügliches giebt.

Der ziemlich große Hummer (*Cancer cammarus*)

scheint wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Flußkrebß, wenn auch nicht in der Größe, doch in der ganzen Gestalt besonders aufzufallen. Dies Thier gehört zu den eigentlichen oder den langgeschwänzten Krebsen, und erreicht oft die bedeutende Länge von drey Fuß. Das Rückenschild ist glatt, der Rüssel an den Seiten gezähnt, und an der Wurzel sitzt oben ein doppelter Zahn. Die Farbe erscheint schwarzbraun und röthlich gefleckt, wird jedoch durchs Kochen roth. In seinen Scheeren wovon die größte manchmal bis 9 Zoll lang wird, hat er eine unglaubliche Kraft. Sein Fleisch, das man gewöhnlich kalt genießt, gewährt eine angenehme Speise. Die Vermehrung dieser Krebse ist außerordentlich stark.

Zufällig haben sich hier auch einige Garnele in den Seepflanzen verwickelt, und sind auf diese Art mit heraufgezogen. Am häufigsten halten sie sich an der Küste auf, und werden von den nächsten Bewohnern derselben in einem Hamen, den sie Garnaatgarn oder Hoopla, die Wangerdger aber Phuuß nennen, gefangen. Die Garnele (*Cancer Crangon*) heißt hier Garnaat oder Gernaat, und ist ein kleiner Seekrebß, von der Länge und Dicke eines kleinen Fingers, und halb durchsichtig. Sie hat eine bläuliche Farbe, welche aber, wenn man sie kocht, hochroth wird. In ihrem Schwanz hat sie eine wunderbare Muskelkraft, und man wird nicht leicht im Stande seyn, sie fest zu halten, wenn man sie nicht durch einen heftigen Druck tödtet. Ein plötzlicher Ruck entreißt sie der Gefangenschaft. Vom Monat April bis zu Ende Septembers gehört sie zu den zwar täglichen aber doch lieblichen Nahrungsmitteln. Man ißt sie entweder kalt mit Butterbrod, oder mit Essig Pfeffer, oder im Frühjahr mit Spargel gekocht. Ihre Vermehrung ist ansehnlich groß, und man findet daher bey den Weibchen zwischen den Beinen eine zahllose Brut, welche sich gleich wieder anhäuft, wenn sie dem Wasser zum fernern Ausbrüten überlassen ist. Meistentheils werden sie mit dem oben erwähnten Hamen gefangen, und dieser Fang ist ein Geschäft der Weiber. Barfuß und mit einem kurzen Rocke aus grober Leinwand angethan, treten sie, so-

balb das Bad anfängt trocken, ja werden, ihre Wanderung an. Schräg über der Brust und dem Rücken hängt auf der einen Schulter das Joch, auf der andern tragen sie den Hamen, und an dem jochlosen Arme hängen zwey in einander gesetzte halbkugelförmige Körbe aus Weidenruthen. So ausgerüstet gehen sie über das Binnensfahrwasser (eine Gegend des Bads, wo während der Fluth die Badfahrer schiffen) hinweg, bis in eine Gegend, die nie trocken läuft, worin die Balgen sich ergießen, und welche bey ihnen Deepwater (tiefes Wasser) heißt. Sobald sie hier angekommen sind, lassen sie das Joch mit einem Korbe auf dem Trocknen, und waden in dem Wasser der Balgen stromauf und stromab, indem sie den Hamen immer den Boden berührend vor sich hinhalten, und mehrere Male ihren Fang in den Körben ausleeren, bis beide voll sind. Während dieser Arbeit geben sie immer acht auf das Wasser, und kaum haben sie bemerkt, daß dasselbe wieder anwächst, so eilen sie auch schon zur sichern Küste zurück, denn hier wäre Gefahr beym Verzuge.

Eine andere Art des Fanges, welche größere Individuen dieses Insect's liefert, heißt der Argensfang. Die dazu nothwendigen Instrumente, die Argen, sind nichts mehr als einige in einem Halbzirkel auf das Bad aufgesteckte Reihen von dünnen Birkenzweigen, die dicht in einander und so tief gesteckt werden, daß die darüber hinrollende Fluth sie nicht loswühlen kann. Wenn jetzt die Ebbe eintritt, und mit ihr die sonst vom Wasser überströmten Zweige zum Vorschein kommen, so ist es natürlich, daß die auf dem Grunde des Meeres sich befindenden Garnelen durch dieses Strauchwerk aufgehalten und davor bleiben müssen, wo sie alsdann von den Fischern gesammelt werden. Da die Stellung der Argen übrigens den kleineren Garnelen einen Ausgang erlaubt, so bleiben bloß die großen davor. Die Nahrung der Garnelen besteht in allerhand Conchilien, die aber oft so klein sind, daß es dem Beobachter Mühe macht, solche durch ein Microscop im Magen dieses Insect's zu entdecken.

Einige Arten Krebse, die zu den Taschenkrebseu gezählt

werden, finden wir auch. Der gemeine Taschenkrebs (Cancer Pagurus), oder die hier sogenannte Tasche, ist der größte dieses Geschlechts, da seine Breite oft bis 12 Zoll beträgt. Seine größte Stärke besitzt er in den mächtigen Scheeren, welche sehr dick sind. Sie sind essbar, und liefern besonders in den Monaten, die ein R haben, eine delikate Speise, da hingegen man sie in der übrigen Zeit des Jahres öfters ohne Schaale oder doch noch ganz weich wie Gallert antrifft. Die Farbe ist bräunlich, und fällt an den Spitzen der Scheeren ins schwärzliche, siehet aber nach dem Kochen roth aus. Westlich von der Insel halten sie sich gerne an den Kleyplatten auf, wo sie in den durch die Wellen verursachten Löchern verborgen sitzen. Man darf daher nur bey der Ebbezeit mehre solcher Löcher zerstören, so findet man manches durch eine Tasche besetzt.

Die Strandkrabbe (Cancer Maenas), ebenfalls genießbar, hält sich in großer Menge hauptsächlich in den Balgen und Rillen des Wads auf. Ihr ganzes Aeußere, ihr lächerlicher Gang, und ihre Lebensart machen dieses höchstens 4 Zoll breit werdende Geschöpfe merkwürdig. Alle Jahre werfen sie, meist im Augustmonat, ihre alte Schaale ab, und erhalten nachher eine neue; diese ist aber im Anfange noch weich, daher verkrüchen sie sich entweder in den Sand, Schlick, oder in die Spalten und Risse der steilen Balge- oder Rillufer so lange, bis sie gehörig erhärtet, welches in 3 bis 4 Tagen geschieht. Indessen haben sie während dieser Zeit alles von den Nachstellungen ihrer übrigen Kammeraden zu befürchten, denn lassen sie sich erwischen, so sind sie ohne Rettung verloren, da ihre schwachen Beine die Flucht unmöglich machen. Die Strandkrabbe ist ein wahrer Kanibale, und man sieht oft zwey stärkere um eine dritte jüngere sich streiten, welchem von beiden dies Opfer der Gefräßigkeit zu Theil werden soll. Bey dem jährlichen Schaalenwechseln verdient der Umstand noch einer besondern Erwähnung, daß zugleich der alte Magen gegen einen neuen vertauscht wird, und jener das erste Nahrungsmittel ist, daß dieser verdauen muß! Das Merkwürdigste an

ihnen ist aber ihre wunderbare Reproductionskraft, und das unbegreifliche Vermögen, ihre Beine durch eine innere Kraft in den Gelenken abzubrechen. Diese Kunst zeigen sie in zwey Fällen, einmal, wenn man eines ihrer Beine festhält, um sich dadurch aus der Gefangenschaft zu befreyen, und dann, wenn man ein Beingelenke quetscht, so brechen sie dasselbe in dem nächsten darüber befindlichen Gelenke ab; in beiden Fällen wird im Sommer, gewöhnlich nach Verlauf von etwa sechs Wochen, ein neues Bein oder Gelenk reproducirt. Mit den Scheren und Fühlhörnern findet der nämliche Fall statt. Die Farbe der Strandkrabbe ist schwärzlich grau oder grünlich, die sich im Kochen in die rothe verwandelt. Ihre Nahrung besteht fast in allem, was ihr vorkommt, Medusen, Lauge, Fischen, Insecten u. s. w.

Jetzt kommen wir an einen wegen seiner Lebensart merkwürdigen Krebs, zu dem in jenem Schneckengehäuse sich verborgenden Einsiedlerkrebs (Cancer Bernhardus). Er hat einen kahlen und leicht verwundbaren Schwanz, weshalb er auch, durch seinen Instinct belehrt, einen so sichern Aufenthalt sucht. Seine herzförmigen flachlichten Scheren, wovon die rechte am größten ist, dienen ihm als Waffen, und man sieht von seinem Körper nichts weiter, als diese, die aus dem Gehäuse hervorragen. Nur die größte Gewalt, und sein Wachsthum kann ihn aus der in Besitz genommenen Wohnung vertreiben, und im ersteren Falle läßt er sich oft lieber zerreißen, als daß er daraus weicht. Sobald aber sein Haus ihm durch vermehrten Wachsthum zu enge wird, so verwechselt er es mit einem größern. Uebrigens beträgt die größte Länge dieses Krebses nur höchstens 3 Zoll, und seine Farbe ist weißlich mit röthlichen Streifen an den Seiten der Scheren u. Beine.

Auch viele Flohkrabbe (Cancer pulex), die man am Strande so häufig umherhüpfen sieht, bieten sich unserer Aufmerksamkeit dar. Seine Länge beträgt etwas über einen halben Zoll, und der Körper desselben hat 14 Gelenke, 4 Scheren mit einer beweglichen Krabbe und noch 10 Füße, wovon die hintern rückwärts gekehrt sind. Er schwimmt auf dem

Rücken, und springt sehr schnell. Den Fischen setzt er sich an die Kiemen, und verursacht ihnen dadurch Geschwüre.

Unter den vielen Gewürmen zeichnet sich vor allen andern aus die prächtige Seemaus oder die Glanzraupe (*Aphrodita aculeata*). Dies mit den herrlichsten Farben des Regenbogens prangende Thier wird ungefähr 4 Zoll lang, 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick, und hat einen länglicht eysförmigen Körper. An den Seiten desselben sitzen 2 Reihen Warzen mit steifen, kupfer-farbig glänzenden Stacheln; diese Warzen, deren 32 auf jeder Seite sind, sehen wie Füße aus. Zwischen diesen und noch höher am Rücken hinauf bemerkt man nun die diesem Thiere ein so schönes Ansehen gebenden Haare, welche ungefähr einen Zoll lang sind, und nach der Richtung derselben zum Licht mit allen Farben des Regenbogens spielen.

Die wunderbar geformte Seeanemone (*Actinia senilis*) gehört zum Geschlechte der Meerneßeln, und gewährt durch die mannichfachen Verwandlungen ihrer Körperform, und das Spiel, welches sie mit den Fühlfäden treibt, viele Unterhaltung. Außerordentlich groß ist ihre Reproductionskraft, denn nicht allein werden die ihnen abgeschnittenen Fühlfäden und andere Theile ihres Körpers bald wieder ersetzt: sondern die abgeschnittenen Theile leben auch noch lange fort, und wachsen bisweilen sogar zu ganzen Thieren wieder an. Eine andere Art dieses Wurms trifft man in großer Menge bey der Austerbank, wo sie sich auf dem dort befindlichen sogenannten Knicksand festgesetzt hat; sie heißt die Federactinie (*Actinia plumosa*), und hat bald eine rothe, bald weiße, bald eine bräunlich gelbe Farbe.

Die Meerspinne (*Sepia media*), ein zur Gattung der Dintenfische gehörender Wurm hat einen länglich runden Körper, der in einer Scheide zu stecken scheint, woraus bloß der Kopf mit seinen zehn Fühlfäden, die mit Saugwärtchen versehen, und wovon die beiden obersten gegen sechs Zoll lang sind, hervorsieht. Die Augen gleichen in Hinsicht der Größe und des Aussehens den Schellfischaugen, und an der Knorpelartigen Scheide des Körpers sind auf den Seiten häu-

fige Fortsätze, die ihm wahrscheinlich zum Schwimmen dienen. Die schwarze Feuchtigkeit, welche dieses Thier ausprühet, erregt auf der Haut ein Brennen. Die kleinen, runden, zelligen Wohnungen der Brut hängen in großer Menge zusammen, werden oft in Ballen wie eine gute Faust groß an den Strand getrieben, und sehen wie Trauben aus.

Von der Gattung der Quallen, giebt es hier drey Arten. Beym ersten Anblick derselben fühlt man sich geneigt, sie für unförmliche Massen einer Gallerte zu halten, eine nähere Untersuchung aber zeigt eine bestimmte Form, eine Menge Organe, deutliche Bewegung und künstlichen, wenn gleich sehr hinfalligen, Bau. Gewöhnlich sind sie mehr oder weniger kreisrund, oben etwas gewölbt, und unten ausgehöhlt. Ihr äußerer Rand, bisweilen auch der ganze Untertheil des Körpers, ist mit zarten kurzen oder langen Fäden in unzählbarer Menge besetzt, die, so lange die Qualle lebt, in beständiger Bewegung sind, und ihnen vielleicht zum Fange ihrer Nahrung dienen. Man sieht sie von verschiedener Farbe, weiß, bräunlich, röthlich und schön himmelblau. Der Ohrenqualle (*Medusa aurita*) Substanz ist dem Gefühle nach etwas härter als bey den übrigen; die Farbe hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weißen eines gekochten Ribikneyes, mit welchem sich auch die Halbdurchsichtigkeit am besten vergleichen läßt. Man erkennet sie leicht an einer oben befindlichen, helleren Zeichnung, die eine Art von Kreuz bildet. Dies Kreuz rührt von vier Höhlungen in der Substanz des Thieres her, welche diese Qualle erweitern und verengern kann, und die vielleicht vier Magen bilden. Die Größe dieser Geschöpfe beträgt, so wie sie hier am Strande gefunden werden, 4 bis 10 Zoll im Durchmesser.

Die rothgesäumte Qualle (*Medusa aequorea*) ist kleiner als die erst benannte, und zeichnet sich durch zwey von einander verschiedene Ränder aus, sie hat eine flache, weiche Bauart und der Rand ist mit weißen Fühlfäden umgeben. Dieser Rand besteht aus zwey parallel laufenden Kreisen von einer schönen rothen Farbe. Dadurch, daß dieser Rand aus einer festern Substanz als der übrige Körper des Thieres be-

steht, kann es sich in eine halbkugelartige Form zusammen ziehen. Unterhalb des Körpers sitzen viele Fühlfäden.

Eine noch größere Art, die Haarqualle (*Medusa capillaris*), welche eine Größe von 6 Zoll bis 2 Fuß im Durchmesser erlanget, ist oberhalb ihres Körpers glatt und hell, unterhalb aber mit einer Menge Runzeln versehen, die ziemlich concentrisch laufen. Aus diesem Kreise von Runzeln laufen beyläufig 16 Strahlen bis an den Rand des Thieres, die eben so sehnicht sind, als die Runzeln. In der Mitte befindet sich die Oeffnung zu der Magenöhrlung. Ein dehnbarer Rand fasset diese Oeffnung ein, und etwa vier feste Sehnen befestigen sie mit dem Runzelringe. Aus der Magenöhrlung gehen Oeffnungen in die Strahlen hinein, indem immer zwey Strahlen mit einer Höhlung in Verbindung stehen. Ihre bey der Berührung gleich den Brennnesseln wirkende Eigenschaft; und die bisweilen 3 Klafter langen und in dichten Haufen zusammensitzenden Fühlfäden zeichnen sie aus. Sie hält sich mehrentheils im Wad auf, und hier erfahren die Wangeröger manchmal die brennende Wirkung, wenn sie mit dem Schillen beschäftigt sind. Der von dem Thiere umfaßte Theil entzündet sich, wird roth, fängt an zu schwellen, und verursacht ein heftiges Brennen; indeß verliert sich das ganze Uebel nach dem Bestreichen mit öligen Mitteln gewöhnlich in 24 Stunden. Nach wiederholten Versuchen fand man den Alkohol, worin eine Qualle etliche Stunden gelegen hatte, in eine Säure, wahrscheinlich Essigsäure, verwandelt.

Einige Arten Seesterne treffen wir auch an, am häufigsten den rothen Seestern (*Asterias Rubens*), welcher mit fünf Strahlen, und unterhalb seines Körpers mit unzähligen Fühlhörnern, die denen der Schnecken gleichen, versehen ist. Seltener den orangenfarbigen Seestern (*Asterias aurantia-ca*), welcher ebenfalls fünf Strahlen hat, und wegen seiner schönen Farbe gefällt. Der kleine Seestern (*Asterias Ophi-ura*) hat eine weiß graue Farbe, und fünf, nach Verhältniß seines Körpers, der kaum einen halben Zoll im Durchmesser hält, sehr lange Strahlen. Die eßbare Wiesmuschel frist

diesen Seestern, und soll davon die, sich manchmal nach dem Genuß derselben äußernde, giftige Eigenschaft bekommen.

Jener große Seestern (*Asterias papposa*) hat am öftersten 13, dann und wann aber 11 bis 12 oder auch 15 Strahlen, eine rothe mit schwarzen Streifen vermischte Farbe, und ist von sehr schönem Ansehen.

Der Seeigel (*Echinus esculentus*) wird von den Wangerögern zuweilen gegessen, und die Schalen, worin diese Thiere sich aufhalten, reinigen die Kinder der Insulaner von den Stacheln, reihen solche dann auf Bänder, und verkaufen sie den Badegästen zum Spielwerk für die Kinder.

Am Strande giebt es nun noch einige Gegenstände, wovon wir nichts im Neze finden, und welche doch die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich ziehen, deshalb wollen wir die Blankeneser verlassen, nach der Insel zurückkehren, und sie aufsuchen, wozu die eingetretene Ebbe, und der jetzt trockene feste Sandboden einladet. Bey dieser Gelegenheit bemerkt man in den kleinen Vertiefungen, wo noch etwas Wasser zurückgeblieben, und der Sand weicher ist, öfters ein Geräusch, und man sieht, daß sich schnell etwas in den Sand versteckt. Es ist der Sandaal (*Ammodytes tobianus*) ein niedlicher, runder, weißer mit einem spitzen Munde versehener Fisch, von der Größe eines halben Fußes, und einen Pfeifenstiel dick. Weil er gebraten gut schmeckt, so sucht man ihn zu erhaschen, das aber, wenn gleich spaßhaft, nicht ganz leicht ist, denn man muß ihn aus dem Sande graben, flink zugreifen, und auch festhalten, indem er sonst entwischt.

Unter den Conchylien fällt uns die vielschaalige Entenmuschel (*Lepas anatifera*) auf. Sie wird etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und das Gehäuse besteht aus 5 Schalen. Man findet sie nesterweise an schwimmendem Holze, Schiffswracksen u. s. w. woran sie sich mittelst eines häutigen Darmes, oder Fortsatzes befestigen. Das Thier ist glatt, und man bemerkt, wenn es die beiden großen Seitenschalen öffnet, an demselben 10 p. federbuschähnliche Arme. Die wilden Enten stellen ihr stark nach, und fressen sie gerne, woher vielleicht der Name rührt.

Von den zweyschaligen Conchylien sehen wir hier die einer Fruchtschote ähnliche Messerscheide (*Solen siligna*), von der Breite eines halben Fußes, und kaum einen Zoll lang.

Die Auster (*Ostrea edulis*) ist auf herrschaftliche Kosten im Bad gepflanzt worden, und ein Eigenthum der Kammer. Sie hat sich erstaunend vermehrt, eine vorzügliche Größe erlangt, und die Austerbank tief liegt, und immer mit Wasser bedeckt ist, so fährt man mit einem Schiffe in die Gegend derselben, und sucht den Wind so zu fassen, daß man bey dem Eintritt der Ebbe der Bank entlang segeln kann. Alsdann werden die schweren, dreypedigen, eisernen Bügel ausgeworfen, die an ihrer Spitze durch ein Tau mit einer Rolle auf dem Schiffe befestigt sind, und unten an der Breite einen scharfen abstehenden etwas gekrümmten Rand haben, woran ein eisernes Netz hängt. Während das Schiff fortsegelt, stößt der scharfe Rand die Auster los, und diese schurren dann in das Netz. Glaubt man, daß letzteres voll ist, so wird der Bügel heraufgetakelt, jenes entleeret, und nach Gefallen wiederum ausgeworfen, bis genug gefangen sind.

Die oben erwähnte Riesmuschel (*Mytilus edulis*) trifft man zur Ebbezeit in Haufen auf dem fast trocknen Sand zusammen liegend an. Sie hat hier eine besondere Größe, schmeckt roh und gekocht gut, und ist eine tägliche Kost der Bangerdger, welche im Frühjahr davon ganze Schiffsladungen nach Hamburg auf den Markt bringen. Ihre giftigen Wirkungen, die man in seltenen Fällen vom Genuß derselben auf dem festen Lande erfahren hat, kennen die Insulaner nicht, es kann also der kleine Seestern nicht Schuld daran seyn, welcher sich hier in großer Menge bey ihnen aufhält, sondern muß in etwas andern, vielleicht in dem Boden, worauf sie sitzt, gegründet seyn, denn die man auf dem festen Lande bekömmet, werden größtentheils alle an der Küste aus dem Schlick gesammelt.

Der sogenannte Sandkriecher (*Mya arenaria*), die

größte inländische Conchylië hält sich in dem sandigten Schlamm der Balgen und Rillen auf, und verräth ihren Aufenthalt durch ein kleines Loch im Sande. Wenn man das Thier herausnimmt, sprüht es zuweilen einen dünnen Wasserstrahl 6 Fuß weit von sich. Ferner giebt es noch die abgestumpfte Klammuschel (*Mya truncata*), die Telline (*Tellina baltica*), die gemeine Wendeltreppe (*Turbo clathrus*) u. a. m.

Die leeren Schalen (Schille) aller Conchylien insonderheit der kleinen essbaren Herzmuschel (*Cardium edule*) sitzen an einigen Stellen des hiesigen Bads in so ungeheurer Menge (Schillbank) auf einander, daß die Wangeröder ganze Schiffe damit beladen, und nach den Küstenländern zum Verkauf bringen können, woselbst man sie gut bezahlt, und Kalk daraus brennt. Die Art diese Gehäuse zu sammeln (Schillwäsche genannt) ist indeß mühsam und beschwerlich. Mit der Fluth fahren sie zu Schiffe nach einer solchen Schillbank, und legen dabei vor Anker. Sobald die Ebbe eintritt, beginnt die Arbeit, welche sowohl die Weiber als die Männer, und die erwachsenen Mädchen wie die Knaben verrichten. Die dazu erforderlichen Werkzeuge sind die Schillgabel und die Wäsche. Die eiserne Schillgabel ist 1 Fuß lang, $1\frac{1}{2}$ Fuß breit hat 5 einen Finger breit von einander abstehende Zacken, und ist mit einem hölzernen Stiele versehen. Die Wäsche ist ein länglich viereckiger, unten etwas sich verengender Kasten, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, oben 4 Fuß lang und 2 Fuß breit. Ihre beiden Seiten bestehen aus dünnen unten durch Quertügel mit einander verbundenen Brettern; ihre schmälern Endseiten bestehen, so wie ihr Boden, aus fingerdicken parallel neben einander liegenden Weidenruthen, welche einen Raum von Fingerbreite zwischen sich haben. Sie ist mit vier Handgriffen, wovon an jeder Ecke des Kastens einer steht, und welche schräg in die Höhe laufen, versehen, um dem Rücken bey der Arbeit vorzubeugen. Von diesen Wäschen hat das Schiff so viele an Bord, als sich Arbeitende darauf befinden, gewöhnlich 2 bis 3. Der mit Conchylien angefüllte schlammigte Sand wird mittelst der Schillgabel in die Wäsche geworfen, und zwey

Arbeiter ergreifen nun dieselbe, und stoßen sie in dem Salzwasser so lange auf und nieder, bis die darin befindlichen Schille, von dem anhängenden Sande und Schlick befreyet, die empfehlende Reinheit erhalten hat, alsdann bringt man sie mit der Wasche auf das Schiff, und stürzt den Inhalt in den Raum desselben. Eine Wasche voll enthält etwa eine halbe Tonne, und solcher können in einer Tye, das heißt die Zeit zwischen zweyen Fluthen, je nachdem die Schille häufig oder sparsam angetroffen wird, über die Fluth schneller oder langsamer wiederkehrt 15, 20, 30 bis 40 gegraben werden. Diese Arbeit wird so lange fortgesetzt, bis das Schiff seine volle Ladung hat. Obgleich die Arbeiter dabey wenigstens bis an den Unterleib im Wasser stehen müssen, findet man auf der Insel Wangerog doch keine Sichterkrankte, selten Personen mit rheumatischen Schmerzen, und noch weniger gelähmte Individuen.

Am ganzen Nordstrande der Insel hat man oft Selgenheit, Bernstein zu finden, wenn man da sucht, wo Stücker oder Krümchen eines gewissen schwarzbraunen Holzes liegen. Dieses bituminöse Holz oder die Braunkohle (*Bitumen spissa xylon*) scheint der Geburtsort des Bernsteins (*Succinum electricum*) zu seyn, und muß sich in großen Lagern in der Tiefe des Meeres im Norden von den Inseln befinden, wenigstens behaupten die dort ankern den Schiffer, daß sie manthmal mit dem Auler große Stücke davon heraufziehen. Vielleicht durchbohrt die Lockenpholade (*Pholas crinita*), welche man darin häufig findet, dies Braunkohlenslag unnerwährent, zerstückelt die größeren Stücke, und macht daß kleinere Brocken beständig in die Höhe steigen, und an's Ufer geworfen werden. Der Bernstein wird, an diesen noch feststehend, ebenfalls der Tiefe entzogen, und geht sich endlich nachdem die Kohle zertrümmert ist, lose mit ihr am Strande liegend. Die Stücke, welche man hier findet, sind mitunter sehr und groß, selten aber sieht man darin Insecten; doch wurde ein Mal ein äußerst schönes, fast herzförmiges, plattes Stück von 1½ Zoll Länge, gefunden, das zwey Käfer ein-

schloß, wovon der eine dem äußern Ansehen nach ein rothbraun-
darter Lebtengrüber (*Sylpha Vespillo*), indess nur halb so
groß, der andere dagegen ein unbekannter, kaum 1 Linie lan-
ger, goldgelber Käfer war.

Viele von den durch die Wellen des Meeres an's Land
geworfenen Seegewächsen sind häufig mit ihren Wurzeln noch
an großen Stücken des Helgolander Felsens befestigt, und je
während längere oder kürzere Zeit vorher, der Wind aus die-
ser oder jener Gegend beständig kam, und das Meer entweder
unruhig oder stille gewesen ist, trifft man nicht allein in den
verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch in einzelnen Jahren,
diese und jene Pflanzenart entweder gar nicht, oder selten, oder
in großer Menge an. Auffallend leer und kahl, vielleicht von
veränderten Stromgängen abhängig, ist der Strand in den
letzten Sommern gewesen. Die gewöhnlichsten sind: der Fä-
dentang (*Fucus filum*), der Blasentang (*Fucus vesicu-
losus*), der Schotentang (*Fucus siliculosus*), der säge-
förmige Tang (*Fucus serratus*) und der Zuckertang (*Fu-
cus saccharinus*). Letzterer ist wohl eine der größten Ar-
ten, denn wir finden ihn hier in der Länge von 20 Fuß, und
beynahe 1 Fuß breit, oben und unten spitz zulaufend. In
den nördlichen Gegenden unserer Erde Kocht man aus ihm eine
Art Syrup und bereitet daraus ein geistiges Getränk.

Mehrere Zoophyten-Arten z. B. *Alcyonium* (*Flustra
Tubularia*; *Amphitrite aurisoma*) u. a. m. werden all-
jährlich gefunden.

Der Vegetabilien, die auf der Insel selbst wild wach-
sen, giebt es wenige.

In und an den Dünen bemerken wir das hier nützliche
Sandrohr: (*Arundo arenaria*), und das Haargras, der
hier sogenannte Hehlmt (*Elymus europaeus*), einzeln die
Distel (*Cardus lanceolatus*), und Saubdistel (*Sonchus
arvensis*), das Kali (*Salsola Kali*), eine Art Kresse
(*Lepidium Cardamines*), und wiewohl selten das Glas-
schmalz (*Salicornia herbacea*). Auf der Weide drey Ar-
ten Wegweid (*Plantago maritima*, *major* und *lanceo-*

lata), Labkraut (*Galium mollugo*), Bogelwurz (*Alsi-
media*), das bey uns in Gärten gezeigte Englische Gras (*St-
azio Armorica*); die blau blühende Kreuzblume (*Polygala
vulgaris*); den kleinen Storchschnabel (*Geranium pusil-
lum*); den Hopfenklee (*Medicago lupulina*); den Lotus,
(*Lotus corniculatus*), den weißen Klee (*Trifolium re-
pens*), das Regenpflüchlein (*Trifolium Arvense*); das
Gänsekraut (*Potentilla anserina*); etwas Heidekraut (*Eri-
oa vulgaris*); die große und kleine Brennnessel (*Urtica
divica* und *urens*), und das Ehrenpreis (*Veronica*),
welches die Insulaner als Thee benutzten bis im Jahre 1756
ein gestrandetes Schiff sie mit dem wirklichen Thee, den sie
anfangs für Dohl hielten und auf gleiche Weise zubereiteten,
bekannt machte.

An Kräutern, welche in der Medicin verwandt werden:
den giftigen Bilsen (*Hyosciamus niger*), das so schön
roth blühende Taufenguldkraut (*Gentiana Centaurium*),
die kleine Malve (*Malva sylvestris*), den Löwenzahn (*Le-
ontodon Taraxacum*), den weißen Andorn (*Marrubium
album*), und endlich noch das gegen die Epilepsie empfohlene
scharfe Hauslauch (*Sedum acro*), welches letztere hier auch
in großer Menge auf den wenigen Strohdächern wächst. Für
den Insectensammler bietet die Natur viele manchmal seltene
und mitunter sehr schöne Tag- und Nachtvögel dar. Nach
mehreren trocknen und warmen Tagen kommen hiaweilen auf
ein Mal ganze Schwärme fetzgrüner, zwey Zoll langer, und
einen guten Pfeifenstiel dicker Wasserjungfern aus dem Meere
gestogen, setzen sich an die südlichen Wände der Häuser und
auf die Gesträuche in zahlloser Menge, wo sie sich paaren, und
dann eben so schnell wieder verschwinden. Gewöhnlich fällt
nun nach einigen Stunden Regen.

Das größte und allgemeinste Interesse erregt die Insel
Wangeroge seit dem Jahre 1819. in welchem der für das Wohl
seiner Unterthanen immer thätige Herzog von Oldenburg Pe-
ter Friedrich Ludwig sie zum Badeort erhob. Wegen
ihrer Lage, drei Meilen von der Küste, mitten in reinen

unverfälschten vom ganzen Weltten her ungehindert anbringenden Meere, und wegen der weiten Entfernung vom dem Ausflusse eines Stromes, so daß die Unmöglichkeit der Vermischung von Fluß- und Seewasser in ihrer Nähe jedem Erdkundigen einleuchten muß, schien sie vorzüglich dazu passend zu seyn; wenn auch nicht der sichere, sonst abhängige, aus festem Gestein bestehende Nordstrand, die Nähe desselben, das reine klare Wasser, der gute Wellenschlag, die Beispiele von Personen, die ihre Gesundheit dort wieder erlangt hatten, (und die Wünsche des Publicums die Veranlassung gegeben hätten, eine Anstalt zu errichten, die jetzt schon eine große Vollkommenheit erreicht hat, und an deren Verbesserung immer noch gearbeitet wird. Die erste Anlage war freylich nicht ganz groß, allein die fortwährende fürstliche Freygebigkeit erlaubt bald eine weitere Ausdehnung. Mit der Ernennung eines Arztes und Apothekers, die während der Badezeit auf der Insel verweilen müssen, verschaffte man zugleich jedem ein freyes Logis, und dem letztern noch ein besonderes Zimmer zur Aufstellung seiner Officin. Beide kamen in dem nehmlichen Hause zu wohnen, in der vormaligen Caserne, die man in ein Badehaus verwandelt hatte. Anfangs waren nur zwey Badewannen darin, hernach aber, nachdem das Haus vergrößert ist, sind deren sechs; und der Badewärter erhielt auch seine Wohnung daselbst. Die äußere Vorchrift bezeichnete die Wohnungen; die Zahl des Bads, und die Apotheke. Letztere hat ein allerliebstes geschmackvolles Aeußere, und der innere ganz vollständige Gehalt muß ihr das Zutrauen und die Achtung eines jeden erwerben. Nichts machte im ersten Jahre mehr Schwierigkeiten, als die Herbeschaffung des frischen Seewassers nach dem Badehause, daß man in Fässern auf einem großen Umwege dahin fuhr, weshalb man darauf bedacht war, solches auf eine andere Weise hinzubringen, und folgende Einrichtung zu diesem Endzweck gemacht hat. Vermittelt eines Druckwerks nämlich, das in der See stehet, und drey Personen leicht regieren, wird das Wasser durch hanfne Schläuche zuerst in eine 12 Orhofs geräumige auf einer Düne stehende Bütte ge-

trieben, woraus es über eine hölzerne Leitung in den im Badehaufe befindlichen Kessel, oder, wie man will, auch in andere Behälter und die Badewannen fließen kann. Mehrere Vortheile sind hierdurch erreicht, denn nicht allein, daß das Wasser weit geschwinder und leichter in den Kessel gebracht wird, sondern dasselbe ist nun, da der mit heraufgetriebene Sand in der Bütte zu Boden fällt, viel reiner, und man kann immer eine hinlängliche Menge in Vorrath haben.

So vortheilhaft und leicht die Umwandlung der vormaligen Caserne in ein Badehaus zu seyn schien, so viele unabänderliche Mängel und Unbequemlichkeiten fanden sich, nachdem es geschehen war, ein, so daß die Regierung sich entschloß schon 1823 ein ganz neues besonderes zu bauen, und den innern Raum jenes zu Logirstuben zu benutzen. Das neue Badehaus kam nordwestlich von dem Alten, um die Wasserleitung abzukürzen dem Strande näher zu stehen, und wurde ganz massiv erbaut. Es ist ein langes viersseitiges Gebäude, das vorne beym Eingange einen langen Quere-Gang links zur jetzigen Wohnung des Badearztes, rechts zur Küche, und zwischen beiden die Badestuben hat. Letztere sind geräumig, besonders hoch unter der Decke, und mit allem was nothwendig ist, versehen. Eine der sieben Badestuben, und zwar die Letzte, enthält das Spritz- und Regenbad. Oben auf dem Boden dieses Hauses wohnen während der Badezeit in abgesonderten Kammern der Bademeister, die Badeknechte, Stiefelpußer, Barbier, und eine angestellte Aufwärterin, welche zugleich für Andere wäscht, plättet u. s. w. Die Apotheke ist in der frühern Wohnung im alten Badehaufe mit dem Eingange von der Nordseite geblieben. Viele Mühe, Geld und Zeit hat gekostet, an der anderen Seite dieses Hauses den Raum zwischen ihm und dem Conversationshaufe, der von mehreren hohen Dünen gefüllt war, zu ebenen, dem Sande wieder eine feste Decke zu geben, und aus dem ganzen Plage einen nur wenige Schritte von dem Garten des Conversationshauses, getrennten neuen Garten zu bilden. Nicht minder schwierig ist es geworden durch Abtragung von Dünen und Anfüllung der

Vertiefung, einen ebenen Weg vom Conversationshause nach dem neuen Badehause zu schaffen; und den dadurch lose, und den Winden zum Spiele frei gewordenen Sand, wieder zu binden. Nur, wie früher bei der Pastorei, durch Sodenlegen und Strohbestückung, ist es erzwungen worden, eine Rasendecke zu schaffen, die sich an vielen Stellen schon über den dahin führenden steinernen Fußweg ausbreitet, doch mag auch der Schutz von zweien 1824 westlich an diesem Wege aufgemauerten Häusern, einem Kochgebäude und einem Stalle mit Wagenremise, die im folgenden Jahre von der gnädigsten Landeshererschaft der Badeanstalt zum Eigenthum übergeben wurden, nicht wenig dazu beigetragen haben. Jenes, so wie ein in der Nähe stehendes altes und darum angekauftes Schifferhaus ist jetzt 1833 abgebrochen, und ersteres zwischen dem neuen Stalle und dem neuen Badehause wieder aufgesetzt worden, um einem noch nothwendig gefundenen, großen aus einem Quergebäude mit zwey Flügeln bestehenden, und 34 Zimmer enthaltendem Logirhause Platz zu machen. Wenn man also vom Conversationshause oder der alten Bogtei auf dem Steinwege zum neuen Badehause gehet, so hat man links das neue Logirhaus, den neuen Stall und das Kochgebäude, setzt man aber, vor jenem angelangt, den Weg bei demselben fort, biegt dann um seine östliche Ecke, so führt der Steinpfad sogleich und bequem zum Strande, von wo aus es noch eine kleine Strecke bis zu den Badeplätzen ist, die am meisten von den Badelustigen besucht werden, so bald bei eintretender und steigender Fluth durch die nördlich vom Kirchthurne in der Nähe des jetzigen Friedhofes auf einer weiß angeknüpften ziemlich hohen Säule angebrachte Glocke, das Zeichen dazu gegeben ist. Auf der Düne, wo diese Glockensäule steht, hört man, wenn man gegen den großen Thurm hin, laut spricht, ein schönes deutliches Echo, und wendet man sich nach der entgegengesetzten Seite, so hat man über das Meer die gerade Richtung nach Helgoland, das von hier aus bei ruhigem heiterem Wetter und Südost oder Südwind gegen Untergang der Sonne mit unbewaffneten Augen oft ganz deutlich zu sehen ist, und,

im Vordergrunde unter den Dünen etwas links, nach den Badestellen. Mit diesen letzteren hat man schon oft wechseln, und sie bald nahe, bald ferne vom Dorfe wählen müssen, je nachdem der Strand hart, eben; bald abschüssig und frei von Muscheln, und von einer vorliegenden Sandbank war. In diesen Stellen ist derselbe häufigen Veränderungen unterworfen, und sogar streckenweise verschieden. Seit ein Paar Jahren sind die Badeplätze nahe, gleich hinter der nordwestlichen Seite des Dorfes, auf oben erwähntem Riffe, recht eigentlich im Meere, und von der wünschenswerthesten Beschaffenheit. Zwei steinerne Fußpfade, jener beim Badehause, und der andere aus der Mitte des Dorfes, führen dahin bis zum Strande, wo man alsdann auf einen langen an beiden Seiten mit einem Geländer versehenen Stieg oder Brücke trifft, die über die Rille (Priol) gelegt ist, welche, obgleich durch die hineingearbeiteten Schlingen (Wasserbauwerk von Gesträuchen) schon bedeutend verengt, dennoch das Riff von der Insel trennt. Wenn man über diese Brücke gegangen, und nun also auf dem Riffe ist, so hat man nur noch wenige Schritte zu machen, um an das offene Meer zu kommen, wo rechts und links in gehöriger Entfernung von einander, die durch einen Wegzeiger näher anzugeben den beiden Badestellen für die verschiedenen Geschlechter sind. Wer es liebt oder aus Schwachheit gezwungen ist, zu fahren, obgleich das Gehen den Vorzug verdient, kann auch zu Wagen hieher kommen, und sich der Droschken bedienen, welche die Anstalt zu diesem Zwecke besitzt. Es vergehen immer mehrere Stunden, bevor die Fluth die Sandbänke überströmt, und jene bei der Ebbe und Vorfluth noch trockne Rille anfüllt, da dies aber doch fast jedes Mal um die Zeit der höchsten Höhe derselben geschieht, und in seltenen Fällen bei stürmischem Wetter und nordwestlichen Winden sogar das ganze Riff unter Wasser kommt, so ist es nothwendig, darauf zu achten, daß man nicht zu spät nach dem Riffe fährt oder geht, und von da zurückkehrt, weil sonst der Fall eintreten kann, daß man daselbst verweilen muß, bis das Wasser wieder abgelaufen ist, oder man mit einem Boote

abgeholt wird. Auf jedem Badeplatze steht zur Bequemlichkeit derer, welche in kalter See baden wollen, eine hinreichende Anzahl guter Badekutschen, die von den erforderlichen männlichen und weiblichen Personen bedient werden. Die Badekutschen sind mit Segeltuch überzogen, oben mit einem Schirmbache versehen, ziemlich geräumig und hoch, und haben innen dicke Bänke, Haken und ein Reg zum Auflegen von Kleidungsstücken; hinten ist der Ein- oder Ausgang, der statt der früheren Fallschirme jetzt weit zweckmäßiger und zuträglicher leicht bewegliche Thüren hat, und sie stehen auf 4 kleinen aber gleich hohen und sehr breiten Rädern. vorne ist die unbewegliche Deichsel, mit welcher sie in die See rückwärts hincin, und dann wieder herausgefahren werden.

Die Wirthschaft war vorerst dem Vogt und bisherigen Wirth daselbst gelassen, und die Wohnung desselben, zu dem Ende außerordentlich vergrößert. Im Jahre 1819 wurde der erste große Saal, und 1821 der mittlere kleinere und der ganz große mit dem gewölbten Bohlenbache angebaut, denen jetzt 1833 noch ein besonderes Taback- und Billardzimmer hinzugefügt ist. Das erste Zimmer gehörte zur alten Bogtei, ist jedoch nunmehr das Vorzimmer der übrigen viere, die durch große Thüren mit einander in Verbindung stehen. Sie sollen alle zur Unterhaltung und Bewirthung dienen, doch ist der große Quersaal vorzugsweise zum Tanz- und Speisezimmer bestimmt. Uebrigens hatte man dem Wirth zur Pflicht gemacht, täglich ganz gutes Essen und gute Getränke, welches alles einer Taxe unterworfen ist, zu liefern, und sich mit jedem möglichen Bedürfnisse zu versehen. Da man diese Einrichtung während der zehn Jahre ihrer Dauer weder im Interesse der Anstalt, noch der Badegäste fand, so wurde sie bei dem nun eintretenden Wechsel des Vogts dahin abgeändert, daß dem neuen Vogt in dem nach Osten hin verlängerten Ende des alten Badehauses eine abgesonderte Wohnung gegeben ward, und die Anstalt selbst die ganze Ausmöblirung aller jener Conversationslokale, so wie auch die Bewirthung darin übernahm, und daß dem Vogt nur das eigentliche Amt dessel-

ben, einer dritten Person abgeben die Commission zur Kaufmannschaft und fortwährenden Gastwirthschaft unter der Bedingung überlassen wurde; daß sie sich ein eigenes, außerdem auch zum Bogiten für Fremde eingerichtetes Haus baute. Hiedurch hat das Ganze gewonnen, und die Billigkeit der Gäste ist dadurch sehr verbessert worden.

Theils um die Insulaner zu einem billigen Mietzhaus zu bewegen, theils auch um eine größere Anzahl Badegäste aufnehmen zu können, ließ die Herzogl. Regierung ein Logishaus erbauen, das anfangs 5 vortrefliche Zimmer enthielt, hernach jedoch erweitert ist, und jetzt ein theils große, theils kleine, meist tapezirte Zimmer in sich faßt. Es ist mit dem Wirthschaftsgebäude nahe verbunden, und die Vermietzung so wie die Abblirung besorgt der Bogt, was aber mit dem Wechsel des Bogts auch weggefallen, und zum Vortheil und größeren Bequemlichkeit der Gäste ebenfalls von der Anstalt übernommen ist. Das oben erwähnte neue Logishaus wird mit gleicher Sorgfalt beachtet, wo möglich noch bequemer eingerichtet, und gefälliger ausgeschmückt worden. Die Häuser und Stuben der Insulaner haben ebenfalls schon bedeutende Verbesserungen erfahren, und obgleich die Eigenthümer außerordentlich das Geld lieben, so lassen sie sich doch gefallen, daß ihnen, um jede übertriebene Forderung zu verhüten, ein Mietzpreis festgesetzt ist, den sie nicht überschreiten dürfen.

Damit das Beste nicht allein der Anstalt, sondern auch des Fremden und des Insulaners um so eher verbessert werde, ist seit 1821 eine besondere, aus einem Herrschaftlichen Official und dem Badearzte, bestehende Inspection verordnet, deren Streben vorzüglich dahin gerichtet ist, während der Badezeit Ordnung zu erhalten, Streitigkeiten vorzubeugen und zu schlichten, Verbesserungen zu besorgen, die Vorschläge dazu anzunehmen, die Gesellschaft frühzeitig durch Anschlag in einem der Säle mit der Zeit des Badens und der Tafel, mit den Taxen der Logis, des Fuhrlohns, der Speisen und Getränke u. s. w. bekannt zu machen, überhaupt in allen Stücken die beste möglichste Zufriedenheit bei allen billig Denk-

von hervorzubringen, und dadurch den eigentlichen Zweck der Anstalt, das Geil. anderer, um so sicherer zu bewirken.

Unter den in neuern Zeiten zuerst und häufig sowohl zur Befestigung als Wiedererlangung der Gesundheit angewendeten Mitteln, haben hauptsächlich die Seebäder die Aufmerksamkeit, nicht allein des Arztlischen, sondern des großen Publicums auf sich gezogen, und darum darf man sich vielleicht entschuldigt halten, wenn man durch die Erzählung einiger glücklichen Curen, welche die große Wirksamkeit dieses Mittels beweisen, also zu rechtfertigen sucht. Die Art und Weise, wie solches eigentlich wirkt, kennen wir nicht, und einerseits mag die Unbekanntschaft mit der innern lebendigen Thätigkeit unserer organischen Natur, so wie auf der andern Seite die Verborgenheit der wichtigsten Bestandtheile des Mittels daran Schuld seyn, aber dies alles hindert die Anwendung desselben nicht, da die Erfahrung einmal gelehrt hat, daß es in manchen Zuständen des kranken menschlichen Körpers die auffallendsten Veränderungen hervorbringt, und zum größten Nutzen gericht. Durch sie ist uns bekannt geworden was für Wirkungen es verurfachet, auf welche Systeme unser Organismus solches den vorzüglichsten Einfluß äußert, und wodurch es seine heilsame Einwirkung hervorbringt, so wie sie im Gegentheil mit einiger Bestimmtheit auch diejenigen Abzweigungen zu unserm Kenntniß gebracht hat, in welchen die Kräfte des genannten Mittels nicht allein nichts vermögen, sondern sogar schädlich werden können.

Es ist auffallend, daß unserm Zeitalter die Einrichtung solcher Anstalten, wo man das Meerwasser als Heilmittel gebrauchen kann, aufbewahrt wurde, da doch in den früheren und ältesten Zeiten viele Menschen die große Wirksamkeit des Seewassers, wenn auch nur durch Zufall, erfahren haben. So wurde Euripides in Aegypten, wohin er den Plato begleitet hatte, von einer Krankheit durch die Meerkur geheilt, und gegen hartnäckige Hautkrankheiten galten die Seebäder in den frühesten Zeiten als ein treffliches Mittel. Die alten Römer hielten sehr viel auf Bäder, aber sie waren nur warme Bäder,

und wenn wir lesen, daß ein gewisser Arzt, Mommus Musa, nachdem er den Kaiser Augustus, der stets mit Catarren geplagt war, durch kaltes Baden wieder hergestellt hatte, ebenfalls dem Horaz anrath, bis zu Bazar zu verlassen, und in die kalten Bäder nach Clusium und Gabii zu gehen, so ist doch nur das Baden im Fluße damit gemeint. Jetzt giebt es dergleichen allenthalben, und das nördliche Deutschland erfreuet sich mehrerer derselben an der Ost- und Nordsee.

Obgleich an beiden Gewässern die nämlichen Krankheiten mögen geheilt werden, so kann man doch glauben, daß in manchen Fällen die Intensität des Uebels und der ganze Zustand des kranken Individuums hier einen andern Erfolg, als dort erwarten lassen, da die Einwirkung des Nordseewassers offenbar reicher und stärker als das der Ostsee seyn muß. Diese seine Eigenschaft ist wahrscheinlich in dem gehern Gehalt an mineralischen Stoffen, dann in der Ebbe und Fluth, und endlich in der stärkern Bewegung gegründet. Was den erstern betrifft, so enthalten nach einer im September 1820. angestellten chemischen Untersuchung 100 Unzen des am Badeplatze zu Wangeroge bey Nordostwind und ankommender Fluth geschöpften Wassers: Salzsäures Natron 1330½ Gr., salzsaure Bittererde 182½ Gr., schwefelsäures Natron 55½ Gr., salzsauren Kalk 36¼ Gr., schwefelsaure Bittererde 43¾ Gr., und schwefelsauren Kalk 23¾ Gr., im Ganzen 1680 Gran Salzgehalt; und dagegen 100 Unzen Ostseewasser nur: salzsaures Natron 730½ Gr., salzsaure Bittererde 277¾ Gr., Harzstoff 2½ Gr., schwefelsaure Bittererde 6 Gr., und schwefelsauren Kalk 33½ Gr., also überhaupt 1050 Gran Salzgehalt. In neuerer Zeit sind zwar mehrere feste Bestandtheile z. B. die wirksame Jodine im Seewasser entdeckt, und man wird deren noch mehr finden, welche und wie viele flüchtige und animalische Stoffe aber darin enthalten sind, wird schwerlich dargestellt werden können, daß jedoch deren eine bedeutende Menge darth seyn muß, ist nicht zu bezweifeln.

Indeß machen die durch Chemie entdeckten Bestandtheile den Unterschied nicht allein aus, sondern die Fluth und die

damit verbundene stärkere, intensivere (Unruhe) und äußere (Wellenschlag) Bewegung des Wassers. Mit der Fluth ändert sich vieles: das schlechte Wetter wird gewöhnlich besser, der Wind dreht sich, und erhebt sich immer etwas mehr, die Atmosphäre macht einen belebenderen, erquickenderen Eindruck, und wird mit reineren Stoffen gefüllt; (daher die Beobachtung des Volks, daß zu dieser Zeit die Lebenskräfte des sterbend-kranken Menschen noch einmal aufgeregt werden; um dann gänzlich zu verschwinden); das Wasser selbst hat mehr mineralische Theile, die Wassermassen reiben sich kräftiger, daher das Gemurrel, es offenbaret sich Wärme, und flüchtige Bestandtheile so wie electriche Strömungen *) entstehen oder entwickeln sich nun vorzüglich, und die mächtigere Brandung oder der Wellenschlag kann jetzt um so eher zum Douche und Syrubad dienen. Zur Zeit der Ebbe findet dies alles zum Theil gar nicht, zum Theil in geringerm Grade Statt, und die alsdann genommenen Bäder machen einen weit schwächeren und nicht so stöckenden belebenden Eindruck, als bey der Fluth. Je öfter und stärker letztere ist, desto aufregender und eingreifender sind in der Regel die Bäder, und selbst bey stürmischer Witterung bleibt das Baden mit der Fluth oder Ebbe in dem nämlichen Verhältnisse stehen, obwohl die Wirkung desselben zu letzterer Zeit dann ebenfalls größer ist, wie bey stillem Wetter. Der verschiedene Effect, den die Bäder der Fluth und der Ebbe hervorbringen, giebt sich am Besten dadurch zu erkennen, daß man Personen antrifft, die wenig-

*) Das Leuchten der See schreiben einige der Electricität und andere der Wirkung der Phosphorescenz zu. Wie dem nun auch seyn mag, so bin ich mit vielen andern überzeugt worden, daß solches ebensowohl durch die Electricität vorzüglich bey Gewitterluft, als auch durch Insecten oder Gewürme verursacht werde, die in ungeheurer Menge von der Größe eines kleinen Stecknadelknopfs an einigen büschelförmig gestalteten Seepflanzen sitzen, und diesen im Finstern das Ansehen eines Feuerklumpens geben. Wenn man das Gewächs in die Hand nahm, so krochen sie einem auf den Fingern und selbst auf dem Rücken herum, wo sie eben so gut leuchteten.

stus anfangs jene nicht vertragen können, denen diese aber gut bekommen, und die erwünschtesten Folgen verursachen.

Was bisher von dem Unterschiede der Bäder auf den Inseln der Nordsee, und dem an der Ostsee gesagt ist, gilt fast noch mehr von denen an der Küste der Nordsee, indem hier der Fluth die innere Kraft mangelt, die Seeluft mit der Landluft, und das Meerwasser mit dem des festen Landes vermischt, und wegen der damit vermengten erdigten Theile (Schlief) unteiner ist. Dessen ungeachtet soll aber der Werth jener sowohl als dieser hierdurch nicht herabgesetzt seyn; sondern im Gegentheil wünscht man nur die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß es einzelne Fälle giebt, in welchen die Anwendung der schwächern Bäder vor den stärkern gerathener scheint, und wo sie in dem nämlichen Verhältnisse zu einander stehen, wie die bloß durch Quantität der Bestandtheile sich unterscheidenden Mineralbäder des festen Landes. Gewiß sind es äußerst empfindliche Constitutionen, wie man sie zuweilen bey Frauenzimmern und Kindern antrifft; denen jeder etwas ungewöhnlich reizende Eindruck, die, wenn auch nicht gefährlichen, doch unangenehmsten Erscheinungen veranlaßt, für welche die schwächern Bäder passen; da eben jenen die stärkeren nicht gut bekommen, wenn man nicht darauf gesehen hat, daß dergleichen Personen erst eine Zeitlang bey Ebbe oder in der Wanne badeten, und sich also anfangs einem schwächern Reiz aussetzten, und auf diese Weise vorbereiteten.

Welche Kräfte besitzen denn aber die Seebäder, und auf welche Organe wirken sie? Die Haut, die Lymphgefäße, das Drüsensystem und vor allen die Nerven werden unmittelbar afficirt, und da selbige mit den großen Blutgefäßen, mit den Sekretions- und mit allen übrigen Organen in Verbindung stehen, oder damit verwebt sind, so theilen sie diesen den empfangenen Eindruck mit, und verschaffen also dem Gebad einen Einfluß auf alle Theile des Körpers. Gleich einem elektrischen Schläge erregen die Kälte, (welche in den Monaten Juli und August der letzten fünf Jahre zwischen 10 und 20° über Null R. variirte, d. h. am Straube) und der Wellenschlag

anfangs eine Erschütterung des ganzen Menschen, der bald ein Gleichgewicht und die größte Harmonie aller Kräfte folgt, woraus ein sinnliches und geistiges Wohlbehagen zu entstehen pflegt. Zwar scheint die Kälte das Blut den inneren großen Organen zuzutreiben, und ein allgemeinet Hautkrampf zu entstehen, aber dieser Zustand ist nicht sehr bedeutend, und von kurzer Dauer, weil von der Reizung der ganzen Oberfläche besonders der Peripherialnerven, vermittelt des Wellenschlages und der mineralischen Bestandtheile des Wassers, die Kälte an sich gemildert, und eben dadurch auch, so wie durch die Reaktion von innen jene krampfhafte Erscheinung aufgelöst, und die freie Circulation der Säfte nach der Haut in vollkommnerem Grade wieder hergestellt wird. In dem Augenblicke, der Erschütterung liegen alle Potenzen darnieder, der Organismus verhält sich indifferent, schnell jedoch erwacht eine größere Receptivität, welche die Einwirkung der äußern und innern Reize zuläßet, und folglich eine in- und extensivere Steigerung der Thätigkeit aller Organe in ihren Verrichtungen verursacht. Deshalb kann jener Act nicht gleichgültig seyn, sondern ist als Vorbereitung zur glücklichen Einwirkung des Bades anzusehen, die nicht erfolgt, wenn er sich anders gestaltet, und gleich zu große Beweglichkeit irgend eines Systems, zum Beispiel der Nerven, hervorbringt. Mit dem Erscheinen der erhöhten Kraftäußerung der organischen Gebilde, von der ein freier Umlauf der Säfte nicht getrennt sein kann, tritt nun die eigentliche Einwirkung des Bades ein. Auf der ganzen Oberfläche des Körpers werden die Nerven, die Lymphgefäße und Drüsen durch die bekannten und noch nicht erforschten Bestandtheile des Wassers in eine Reizung gesetzt, die sich von dort allen Gebilden mittheilt; der Kreislauf des Bluts geschieht schneller, es erzeugt sich mehr Wärme, die Haut erscheint oft ganz roth, und die Saugadern nehmen mit größerer Begierde das Seewasser in sich, welches dann mit den Säften des Körpers in Umlauf kommt, sich mit denselben vermischt, ihre Beschaffenheit und Constitution umändert, darauf mit dem Blute die innigste Verbindung einget, auf

dem Wege der Circulation desselben in jedem Theile seine Kraft äussert, und entweder durch die Secretionsorgane wieder ausgeschieden wird, oder mit in die feste Masse übergeht. Freylich können wir nicht annehmen, daß alles dies schon während des Bades zu Stande kommt, sondern es ist vielmehr gewiß, daß die Verarbeitung der dem Körper zugeführten Stoffe, längere Zeit erfordert, wie die gewöhnlich bald, zuweilen aber doch eine ziemliche Weile nach dem Bade sich einstellende verstärkte Transpiration der Haut, die vermehrte Secretion des Harns, und manchmal die auf einmal wohl 6 bis 8 Stunden nachher eintretende Absonderung eines nicht unangenehm salzig schmeckenden Speichels im Munde beweisen; allein außer dem angenehmen Gefühle, das man schon im Wasser spürt, deuten doch mehrere Erscheinungen auf eine äußerst schnelle Einwirkung des Seebades. Häufig hört man Badegäste sich freuen, die mit rheumatischen Schmerzen in die See, und ohne dieselben wieder herausgingen; einen schon viele Jahre von Syphilis und Merkur auf mancherley Weise gefolterten Kranken sah man ohne Schmerzen, und neu belet so oft und so lange er sich den Bogen des Meeres ausgesetzt hatte, und ein junger sonst ganz gesunder Mann ward, so bald er aus dem Wasser kam; und anfing sich anzukleiden, jedesmal fast eine halbe Stunde lang ohne alle Beschwerde, und ohne einen Tropfen Salzwasser verschluckt zu haben, von einer Menge ructus befreiet, die ihm kaum Zeit zu reden ließen, und seinen sonst gewöhnlich aufgetriebenen Unterleib ganz flach machten.

Ja es wagte sogar ein Arzt, sich in dem vierten Paroxysmus eines nervösen Tertiansfiebers beim Eintritt der trocknen Hitze in das brausende Meer zu stürzen, und befreite sich dadurch auf ein Mal, ohne üble Nachfolgen, von der ganzen Krankheit, nachdem er den ganzen Tag über wie ein lustig Berauschter zu Ruthe gewesen, und von andern auch dafür gehalten war. Aber nicht immer ist der Erfolg so glücklich und eben, der raschen Einwirkung wegen erfordert das Seebad die größte Vorsicht und die sorgfältigste Ueberlegung, denn,

zur Angalt angewendet, kann Unheilbare oder doch lästigwiegige Uebel und sogar den Tod zur Folge haben. Dagegen mag man aber auch den Rath nicht verlieren, wenn die Wirkung sich nicht allbald günstig, oder wohl gar ungünstig zeigt, denn oftmals offenbart sich der heilsame Erfolg erst nach einigen Monaten, und zwar dann mit erstaunend raschen Schritten, z. B. bei Schlangen, oder auch nur nach wiederholter Baderkur, und manchmal wird das Uebel, welches man heilen will, z. B. rheumatisches Nervöses, gleich anfangs schlimmer, dann wieder besser und wieder schlimmer, bis unter solchen fortwährendem Wechsel, nach endlich angehaltener Anwendung des Mittels, es bald ganz und unmerklich verschwindet. Mancher Körperkonstitution ist das Seebad gänzlich zuwider, bei anderer hört die Empfänglichkeit dafür abwechselnd auf und kehrt wieder, und endlich vergeht diese vollkommen, und der Körper ist gleichsam von dem Mittel gesättigt. Im erstern Fall ist die schnelle Einwirkung des Seebades gefährlich, im zweiten muß dies mehrmals ausgesetzt, und im dritten damit aufgehört und der Erfolg abgewartet werden. Daß hierbei der Rath eines der Sachkundigen nützlich und nothwendig seyn kann, fällt in die Augen.

Wenn gleich die Wirkung der einzelnen Bestandtheile des Meerwassers auf den menschlichen Organismus und nicht ganz unbekant ist, so magen doch wohl die Verblindung der vielen zu einem einzigen Mittel, die Wet und Welle, wie sie verbunden werden, und die verschiedenen Verblindungsstoffe, die selbige vereinigen, überhaupt der ganze Prozeß, der das Seewasser konstituirt, die Kräfte desselben gar zu sehr verändern und von denen der einzelnen abweichend machen, als daß sich mit Sicherheit davon auf die Wirkung^{en} eines eine Folgerung machen ließe, ohne die Erfahrung mit zu Hülfe zu nehmen. Nicht minder verborgen ist uns die Wetkräfte, so wie die geheimsten Verrichtungen der eignen Natur, indessen lernen wir doch den Effekt ihrer Thätigkeit kennen, und wir wissen jetzt, daß er in diesem Falle reizend, krampffillend, auflösend, stärkend und tonisirend erscheint. Aber nicht den Bestandtheil-

Ist allein darf man jene Kräfte der chemischen und dynamischen Veränderungen zuschreiben, wofür man auch der Kälte hauptsächlich die der Faser-Loth gebende Eigenschaft einräumt, sondern es ist gewiß anzunehmen, daß die Wellenbewegung der See viel zur Hervorbringung jener Wirkungen beiträgt. Man hat wenigstens bemerkt, daß bey Kranken öfters dann die auffallendste Besserung eintrat, wenn nach einem eine Zeitlang vorhergegangenen Baden im ruhigen Wasser, das Meer dann hoch unruhig und (auch ohne allen Wind) stärker in Bewegung gesetzt wurde, wie wir es immer um die Zeit des Neus und Vollmonds haben, und im Gegentheil bisweilen bey sehr empfindlichen Subjecten Verschlimmerung. So wenig jemand läugnen wird, daß der Wellenschlag mit der Dichtigkeit die größte Nützlichkeit habe, und damit übereinkomme, so kann niemand ihm allein als solcher die sich um diese Zeit, aussehende meistens überraschend große Wirksamkeit des Seebades zuschreiben, sondern es leidet keinen Zweifel, daß durch ihn auch Substanzen zersetzt, in eine andere Form gefaltet, neue erzeugt und dem Körper zugänglicher werden, wenigstens macht es dies besondere, belebende Gefühl, das man in einem solchen drausenden Bade empfendet, wahrscheinlich. Ueberdies fehlt solches auch nie beim Baden in Wochen lang anhaltend ruhiger See, sondern äußert sich nur schwächer und in Hinsicht seiner endlichen Wirksamkeit ist, wie die Erfahrung lehrt, das zwar stille scheinende, aber doch immer mehr oder weniger wehnlich nur durch den Wechsel von Ebbe und Fluth bewegte Meer, von derselben großen Bedeutung. Ueberhaupt möchte das Endergebnis seiner Wirkungen auf eine mittheilbare lebendige Kraft schließen lassen, die, vielleicht durch einen Akt der Elektricität und des Magnetismus, bedingt von dem Conflict des Elements und des überischen Organismus, hervorgebracht, diesen vermittelt seiner Leiter, der Nerven, übertragen wird.

Aber nicht das lebendige Meer allein, obgleich ihm die ganze äußere Oberfläche des menschlichen Körpers zur Einwirkung

lung offen sehet, ist darum bey Beachtung der Lust des
 Seebades vorzüglich in's Auge zu fassen, sondern man darf
 zugleich nicht außer Acht lassen, wie die auf der freien, offenen,
 mitten in der See liegenden Insel mehr Sauerstoffgas enthal-
 tende und ebenfalls mit vielen Salztheilen, die aus dem Meere
 dünsten, geschwängerte Atmosphäre, indem sie auf ähnliche
 Weise als das Wasser, nicht bloß in den Lungen durch das
 Einathmen, sondern auch auf den Magen und die Haut wirkt,
 jene ungerstützt muß. Die Lungen bringen sie unmittelbar in
 den Umlauf des Bluts, oder die Saugadern derselben nehmen
 davon die Bestandtheile auf, die Absonderungswerkzeuge und
 die Nerven dieses Organs werden gereizt und gestärkt. Eben
 solchen unmittelbaren Einfluß äuffert die Atmosphäre zugleich
 auf den Magen, der vermittelst der Nerven mit den Lungen
 in der genauesten Verbindung steht, und dem überdies sowohl
 mit dem Speichel als mit den gewöhnlichen Dingen ein großer
 Theil davon zugeführt ist; und die Haut erleidet von ihr nicht
 weniger eine directe Einwirkung, indem sie selbige pflückt, und
 in größere Thätigkeit setzt. Wenn man alles Obiges zusammen-
 faßt, so läßt sich hieraus die Erscheinung erklären, daß der
 Aufenthalt auf der Insel allein diejenigen Veränderungen
 im Körper hervorbringen kann, welche auch der Nichtba-
 dende bald an sich bemerkt. Der Athem wird frey und
 leicht, mit jedem Zuge desselben fließt neues Leben dem Mu-
 the zu, und das dadurch erzeugte Gefühl der Lust erheitert das
 Gemüth. Hunger und Durst stellen sich öfter und stär-
 ker ein, die Verdauung geht rascher von Statten und mit
 ihr alle Absonderungen. Eine angenehme Wärme erzeugt
 sich beständig, und ist über die ganze Haut verbreitet, eine
 rauhe, kalte, unfreundliche Witterung auf der Insel empfindet
 man weder so scharf noch unangenehm, als unter gleichen Um-
 ständen auf dem festen Lande, und die Temperatur der Luft
 hält man aus diesem Grunde dort gewöhnlich wärmer als hier.
 Nicht selten mögte es zur Beförderung einer Badekur
 zweckmäßig seyn, wenn noch der innerliche Gebrauch des See-
 wassers, daß bey den Inseln klar und rein ist, hinzugefügt

wird, wenigstens dient es denen, die mit Verstopfung des Leibes geplagt sind, oder welche viele Unreinigkeiten bey sich haben, zum guten Vorbereitungsmittel, da es eine auflösende, eröffnende und blähungtreibende Eigenschaft äußert. Sein Geschmack ist widerlich, und im Halse erregt es leicht ein Würgen, wodurch die innere Anwendung behindert wird, jedoch gewöhnt man sich schnell und leicht daran, und es geschieht häufig, daß bey dem Baden, besonders wenn das Meer unruhig ist, manchmal viel verschluckt werden muß, welches immer gut bekommt. In Krankheiten des Gallensystems und der Urinwerkzeuge bey Versessenheiten und Verstopfungen, Hämorrhoiden, vorzüglich aber in Krankheiten der Drüsen, die man zu den Stropheln zählt, kann es so, oder mit noch anderen zweckdienlichen Mitteln verbunden, großen Nutzen stiften. Der widrige Geschmack läßt sich durch den Zusatz milderer Sachen am besten verdecken, und das Würgen auf diese Weise verhüten, doch thut auch dies nicht einmal nöthig, denn jener sowohl als dieses verschwindet beim Fortgebrauch in wenigen Tagen und letzteres ist überdies nicht selten heilsam. Die Alten ließen das Meerwasser in manchen Krankheiten, z. B. in der Wassersucht, mit Wein vermischt, als Arznei und diätetisches Mittel gebrauchen. denen die daran gewöhnt waren, des Morgens früh etwas kaltes Wasser zu trinken, schien der Genuß des Seewassers in steigender Quantität nüchtern zuzusagen, andere mußten erst eine Tasse warmen Kaffees zu sich nehmen. Das regelmäßige Trinken im Bade, und das kalte Bad unmittelbar nach dem gekühlten Seewasser, wolte nie gut bekommen. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch des alljährlich verordneten und unternommenen künftigen Trinkens fremder Mineralwässer z. B. das Pyramonter, Driburger, Eger u. s. w., zugleich mit der Seebadecur verbunden, erwähnen. Im Ganzen kann ich ihm das Wort nicht reden, denn erstlich ist es bei dem von der Fluth abhängigen täglichen Wechsel der Badestunden, oft schwierig, eine schickliche Zeit zum Genuß des Wassers zu wählen, und dann schien der Organismus auch immer von dem Angriff zweyer so gantziger Mittel bald ermüdet,

und von ihrer Last gleichsam erdrückt zu werden, so daß weder eine regelmäßige Reaction noch eine gehbrige *Verarbeitung* zu Stande kam, woraus gewöhnlich ein Mißbehagen und Unwohlsein entstand, das durchaus das Aufgeben des *eigenen*, oder andern Mittels erzwang. Aus diesem letzten Grunde vorzüglich halte ich es für besser, eine solche Trinctur, wenn sie durchaus nothwendig ist, entweder dem Gebrauche des Seebades vorzugehen oder nachfolgen zu lassen. Die große kalte Masse, welche davon genommen werden muß, ist wohl ein Haupthinderniß ihrer Anwendung, da andere zweckmäßige, gewöhnliche Arzneimittel meist dabei vertragen werden.

Von der äußerlichen Anwendung des frischen Seewassers auf Wunden und Geschwüre, die es oft schnell reiniget und heilet, soll hier nichts erwähnt, sondern nur noch einiges über den nützlichen Gebrauch der warmen Seewasserbäder beigefügt werden. So wie das Seebad die Nerven und Gefäße der Peripherie anfangs gleichsam in eine Erstarrung versetzte, die Säfte nach den innern Theilen trieb, und die kräftigste Reaction derselben verursachte, worin das Zurückströmen der Säfte nach der Haut, und eine um so viel mehr erhöhte Thätigkeit hieselbst begründet war, jenes folglich von vorne herein einen thätigen Einfluß auf den ganzen Körper ausübte, so ist dagegen die Primärwirkung der warmen Bäder mehr auf die äußeren Theile beschränkt, indem dadurch zuerst nur das ganze Hautorgan in Erregung gesetzt wird. Die sogleich erfolgende Ausdehnung der Hautgefäße hat ein schnelleres Zurströmen der Säfte dahin und die Beschleunigung des Kreislaufs zur Folge, die Nerven verhalten sich ruhiger, die Spannkraft der Faser wird vermindert, und die vermehrte Thätigkeit der absorbirenden Gefäße erhöht die der secernirenden. Da aber durch die Erwärmung des Wassers sein geistiges Princip entwichen ist, die Bestandtheile desselben andere Verbindungen eingegangen, oder in ein anderes Verhältniß getreten sind, und ihm die innere Bewegung, der Wellenschlag, und zugleich der Genuß der freyen Luft dabey fehlet, so sind die hervorgebrachten Erscheinungen nicht so auffallend, und stellen sich mehr als

Folge einer dynamischen, wie einer dynamischen Einwirkung dar. Weidigens sind die auflösenden, auflösenden, zertheilenden und antiseptischen Eigenschaften der im warmen Bädern wegen der Erhitzung: concentrirt: enthaltene: mineralischen: Bestandtheile des Gewässers bekannt genug, nur es nicht für ein'ster wirksamsten Mittel: inder zu halten. Weist aus: ungefähr: $\frac{1}{2}$ gelochten: und $\frac{1}{2}$ höher, nicht hoch: vorher erst: aus: dem: Merre, gepumpten: Wassers: bestehend: verdient: ein: solches: Bad mehr: Beachtung: als: sich: bisher: erweisen: ist. Es: besitzt: manche: heilsame: Kraft, und: ich: kann: versichern: daß: seine: Anwendung: zur: rechten: Zeit: oft: ganz: allein: das: Gelingen: einer: Behandlung: bedingt. In: einzelnen: Fällen, wie: gegen: diejenige: Uebel, welche: die: Anwendung: des: kalten: Bades: durchaus: nicht: erlauben, z. B. alle: Verstopfungen: oder: Verhärtungen, leisten: die: warmen: große: Dienste: und: lassen: noch: Hilfe: erwarten, und: bey: mangelndes: Reaction, so: wie: bey: allzu: großer: Reizbarkeit: lassen: sie: als: Abbrechungsmitel: zu: den: kalten: vortrefliche: Dienste, ja: es: hat: sogar: den: erfolgreichsten: Nutzen: gehabt, nach: einigen: wenigen: zuerst: genotenen: kalten: Bädern, die: Cur: durch: eine: Reihe: nachfolgender: warmer: Bäder: allein: zu: vollbringen, oder: auch: durch: eine: von: Umständen: gebotene: Abwechslung: besser: zu: bewirken. Dieser: modificirte: Gebrauch: derselben: hängt: von: der: Stimmung: und: Beschaffenheit: des: kranken: Organismus, besonders: von: dem: Verhältnisse, in: welchem: die: Lebensäußerungen: des: Nerven: und: Blutsystems: zu: einander: stehen, ab, doch: geben: die: warmen: Bäder: vorzugsweise: oft: ein: Verbesserungsmittel: der: kalten: ab. Außerdem: bedürfen: sie, eben: der: reizenden: festen: Theile: wegen, lange: nicht: den: Wärmegrad: den: andere: Wasser: nöthig: haben, um: sie: der: Empfindung: des: Badenben: angemessen: zu: machen, sondern: man: hat: eher: Vorsicht: nöthig, sie: nicht: zu: heiß: nehmen: zu: lassen. Ein: Gleiches: ist: der: Fall: mit: dem: Gefühle: nach: dem: Bade, das: weit: munterer: und: kraftvoller: ist, als: nach: sonstigen: warmen: Bädern, und: man: hört: daher: den: Ausdruck: „Angegriffen: seyn“: hier: weit: seltener. Uebrigens: ver: trägt: das: Seewasser: die: Mischung: anderer: wirksamen: Arg.

neymittel z. B. des Schwefels, Eisens, der aromatischen Kräuter ganz gut, und macht sich hieburch in vielen Krankheiten um so wichtiger und schätzbarer.

Zu den Eigenthümlichkeiten der Seebäder, die nicht ohne Wirkung bleiben, könnte man noch den Eindruck zählen, den der Anblick des Meeres auf das Gemüth des nicht daran Gewöhnten ausübt. Weil hierbei jedoch viel von der individuellen Stimmung der Seele abhängt, und nur einzelne von einem heimlichen Schauer und der Bewunderung der Allmacht Gottes hingerissen, oder, wenn sie das Meer als das Mittel ansehen, das die ganze Erde in Gemeinschaft erhält, von einer tröstenden Freude der Freyheit, und von mehreren anderen Gedanken ergrißen werden, so kann davon hier eben so wenig weiter die Rede seyn, als von der durch das Gefühl der Abgeschlossenheit von dem Lärm der Welt sich entwickelnden Gemüthsruhe, die wenigstens im Anfange mit dem Aufenthalt auf der Insel verknüpft ist, und allen die Seele und den Lebdtendenummer vergessen macht.

Da die Haut, die Nerven, das Lymph- und Drüsen-system dem heilsamen Eindruck des Seebades geradezu ausgesetzt sind, und von diesen Organen sich weiter fortpflanzt, so müssen auch die idiopathischen und sympathischen Krankheiten dieser Theile, oder die in der gestörten Function, oder in dem aufgehobenen normalen Verhältnisse der Kräfte eines jeden der genannten Gebilde zu dem andern, gegründet sind, durch dieses Mittel vorzüglich einen unmittelbaren Einfluß erleiden, und Ursache sowohl als Wirkung öfters zugleich entfernt, und die unterbrochne Harmonie der verschiedenen Systeme wiederhergestellt werden. Dies ist nun gerade in jetziger Zeit der Fall, wenigstens bey unserm Frauenzimmer, das sich die meisten Krankheiten durch die dünne nackte Kleidung, und durch eine, in der Erziehung begründete zu hoch getriebene und gewöhnlich eine falsche Richtung nehmende, eine die Ueberspannung der Gefühlsseite, zur Folge habende Geistesbildung zugezogen hat, und auch deshalb die Seebäder so stark besucht. Allein nach jener Ansicht mögte wohl die Anwendung des See-

bades als Heilmittel in noch sehr viel andern Krankheiten, die den Menschen befallen, passend scheinen; wenn nicht die durch Anlage und Constitution des Körpers bestimmte oder durch lange Dauer und unvollständige Bemühungen der Natur veränderte Form so wie Complicationen dieselbe manchmal gänzlich hinderten, oder doch modificirten. Ohne Zweifel läßt sich zugleich hieraus ersehen, daß es auf der einen Seite unnütz und vergeblich ist, die Namen der Krankheiten herzuführen, gegen welche man das Seebad mit Nutzen gebrauchen kann, und wie nothwendig und erforderlich auf der andern Seite die Berathung eines Arztes im gegebenen Falle sowohl vor, als während der Badecur seyn muß, damit durch dieselbe nicht unmittelbar oder durch verkehrte Anwendung des Mittels, auch bey Beobachtung sonst guter Baderegeln, Schaden verursacht, und die Nebenanwendung möglicher Unterstützungsmittel vernachlässigt wird.

Neben den vielen von großen Ärzten an verschiedenen Orten bekannt gemachten Beyspielen von Krankheiten, in welchen das Seebad als Heilmittel bisher sich bewährt hat, mögen hier nur noch einige Erzählungen ausgezeichneter Fälle Raum finden, die den Ruf der Heilkräfte des Seebades bestätigen, und die Wirkungen derselben beweisen können.

Ein Handwerker, 34 Jahr alt, von Jugend auf, die gewöhnlichen Kinderkrankheiten und einzelne leichte Entzündungen der Bindehaut der Augen ausgenommen, immer gesund, seit einigen Jahren verheirathet, Vater von 3 Kindern, und in mittelmäßigen Umständen lebend, hatte schon längere Zeit eine Abnahme der Kräfte, und eine immer größer werdende Schwäche seines Gesichts bemerkt, die ihn endlich den gänzlichen Verlust desselben befürchten ließ, und ihn bewog, seinen Arzt zu Anfang des Jahres 1819 zu berathen. Aber Forschung ungeachtet, war es nicht möglich gewesen, irgend eine hinreichende Ursache dieses Uebels aufzufinden, weshalb man sich mit Anordnung stärkender Mittel, sowohl innerlich als äußerlich begnügen mußte. Jene Mittel hemmten freylich den Fortgang der Krankheit, und stellten das allgemeine Wohlbe-

finden: welche hier: aber: die: Gehkraft, welche schon so weit
 gesunken war, daß: der: Mann: 2 Zoll große gedrückte Buch:
 stäben: bey: hellen: Tage: eben: so: wenig: als: einige: Schritte: von
 ihm: entfernt: große: Gegenstände: unterscheiden: konnte, wollte
 sich: nicht: bessern: Als: in: der: Mitte: Juli: desselben: Jahres: die
 von: St.: Dorchlaucht: von: Ubenburg: angelegte: Seebade-
 anstalt: eröffnet: wurde, trieb: ihn: seine: und: der: Familie: große
 Sehnsucht: und: heißer: Wunsch: den: völligen: Gebrauch: des: Ge-
 sichts: wieder: zu: erlangen, nach: Badgerode: Stets: an: Mü-
 sigkeit: und: an: Befolgung: des: Rathes: seines: Arztes: gewöhnt,
 hatte: er: um: so: eher: einen: guten: Erfolg: zu: erwarten, da: das
 Seebad: ganz: passend: für: ihn: war: Nach: 28: vorsichtig: ohne
 Beyhilfe: anderer: Mittel: gebräunlicher: kalten: Bädern, glaubte
 er: mit: der: Zeit: zufrieden: seyn: zu: können, da, außer: allgemei-
 ner: Störung, sein: Sehvermögen: demmaßen: zugenommen: hatte,
 daß: er: die: gewöhnlichste: Curfschrift: lesen, und: wenig: Gegen-
 stände: so: weit: größeres: Entfernungen: unterscheiden: konnte. Ohne
 sich: zu: verschlimmern: oder: zu: bessern, dauerte: dieser: Zustand
 bis: zum: August: 1820, nachdem: er: aber: jetzt: dasselbe: Mittel
 wiederholt: hatte, so: waren: alle: Kräfte: im: Normalverhältnis
 zurückgekehrt, und: die: Integrität: seiner: Gesundheit: in: allen
 Stücken: wieder: hergestellt: worden.

Beim: in: jenem: interessantem: Falle: die: Nervenstärkende
 Kraft: nicht: zu: verkennen: ist, so: bleibt: im: folgenden: die: Krampfs-
 stillende: und: die: das: Drüsen-system: stärkende: Einwirkung: des
 Seebades: nicht: minder: merkwürdig.

Die: dreijährige: Tochter: eines: Uhrmachers, mit: krof-
 loser: Anlage: behaftet, wurde: zu: Anfang: des: Novembers: 1819
 von: leichten: und: gutartigen: Masern: befallen, die: dasselbe: nicht
 einmal: nöthigten, immer: das: Bette: zu: hüten. Während: die
 Masern: noch: nicht: ganz: verschwunden: waren, hielt: man: un-
 vorsichtiger: Weise: dem: Kinde: ein: brennendes: Wachslicht: als
 Spielwerk: vor, um: es: zu: vergnügen. Schnell: folgte: darauf
 ein: heftiger: Augenliederkrampf, der: beide: Augen: verschloß, und
 nur: der: eifrigsten: Absonderung: der: gereizten: Weibsamischen: Drü-
 sen: dann: und: wann: den: Ausfluß: gestattete. Obwohl: das: Kind

übrigens wieder ziemlich gesund wurde; so blieb doch dieser Bephorochismus unabänderlich hartnäckig, und widerstand den Bemühungen mehrerer Aerzte, so wie der Wirksamkeit aller angewandten inneren und äußeren Mittel. Die Mutter setzte hierauf Ende Juli 1820 mit der Kleinen nach Bangeröd, wo man es zuerst in die lauwarmen, und dann in die kalten Seebäder brachte. Die warmen Bäder schienen keinen Nutzen stiften zu wollen, desto mehr aber die kalten, denn als es zum siebenten Male bei starkem Wellenschlage und hoher Fluth, das Gesicht gegen das Wasser geleitet, badete, öffnete es die Augen, den Krampf war verschwunden, und kehrte nicht wieder, wenn gleich die Augenscheidrüsen bei fortgesetzter Anwendung des Bades noch eine Zeitlang geschwollen blieben, und viel Schlimm absonderten, welches Uebel auch in der Folge in geringerer Grade manchmal zurückkehrte. Da zur großen Bewunderung aller, die das Kind sahen, der Knäuel nicht verletzt war, so gewohnte der Sehnerv sich bald wieder an das Tageslicht, und die zurückkehrende Sehkraft erfreute nicht weniger das Kind als die Eltern, und alle die daran Theil nahmen. Vielleicht hätte die Neigung zur Bephorochalmie sich ebenfalls gänzlich verloren, wenn dem Kinde länger der Gebrauch des Bades wäre erlaubt gewesen, aber die sich einstellende sehr schlechte Wittreung gestattete ihn nicht. Die Wirkungen der Seebäder gegen chronische Augenkrankheiten, die ihren Heerd in den Drüsen, in der Bindehaut, Horn- und Netzhaut haben, vor allen aber, wann eine stoffliche Beschaffenheit mit im Spiele ist, haben oft alle Erwartung übertroffen, und es sind Heilungen dadurch gelungen, die man kaum mehr möglich hielt. Sogar die örtliche Anwendung des reinen Seewassers hat schon für sich viel geleistet; weshalb dasselbe als Augenmittel beim gemüthen Mann in großem Rufe steht. Auf die genaueste Befolgung der ärztlichen Vorschriften während und nach dem Baden kommt in diesen Krankheiten sehr viel an.

Auch Gehörkranke suchten ihr Heil in den Wellen, aber ohne anhaltenden großen Nutzen. Dies Organ liegt zu ver-

steht, und das Uebel hat gewöhnlich schon sehr lange gedauert, weshalb, falls Heilung möglich ist, eine öftere Wiederholung in verschiedenen Jahren erfordert wird; um einen bleibenden guten Erfolg erwarten zu können. Ueberdies schien bei den Meisten der Fehler angeboren oder erblich zu seyn; und nur ein einziger junger Mann, der seine große Schwerhörigkeit in den Masern bekommen hatte, erlangte sich nach dem Gebrauch des kalten Seebades eines gesunden Gehörs, so viel bekannt geworden ist; wenigstens 14 Tage lang.

Ein bemittelter einige 50 Jahre alter Bauernmann fiel im Frühjahr 1819 vom Wagen, wodurch er eine Luxation des linken Schenkels erhielt. Däher als drei Wochen verkannte man sie, und erst nach dieser Zeit geschah die Einwirkung mit vieler Mühe. Eine gänzliche Lähmung und Unbrauchbarkeit dieses Beines war die Folge; obgleich nichts gespart wurde; die Kraft im denselben wieder hervor zu rufen. Er kam darauf im sechsten Jahr nach Bangeroge, gebrauchte das Seebad, und dies stellte ihn mit Nebengebrauch äußerlicher Arzneymittel dergestalt wieder her; daß er nun ohne Krücke und Stock wieder absteigen durfte.

So wie obiges Beispiel die reizende Eigenschaft des Seebades charakterisirt, so mag das folgende die tonisirende Kraft desselben beweisen. Ein Gutsbesitzer, 45 Jahre alt, Familienvater, munteren jovialischen Temperaments, hatte sich durch gar zu gute Pflege und wenig Bewegung zwar einen wohl genährten Körper erworben, der aber dagegen den Einflüssen der Bitterung, manchen Maßüberschreitungen und sich einstellenden Beunruhigungen nicht länger Widerstand leisten konnte. Zu Anfang des Frühlahrs 1819 befiel ihn ein Intestinalfieber mit gichtischen Schmerzen in den Fußgelenken verbunden, das viele und starke Ausleerungen erforderte, und lange anhielt. Nur langsam schritt die Reconvalescenz vorwärts. Die durch die Krankheit seines vielen Fettes beraubte Haut hing an vielen Stellen des Körpers wie leere Beutel herunter, und die Unterschenkel und Füße waren ganz ungemein dick ödematös angeschwollen, so daß Patient fast keinen Fuß

rühren konnte. Im Monat August 1819 ließ er sich nach Wangeroge gleich in die kalten Seebäder bringen, die auch sofort eine heilsame Wirkung äuserten, indem schon nach 21 Bädern die Haut sich überall gleichmäßig zusammengezogen hatte, und die Geschwulst in soweit verschwunden war, daß Patient Stiefel anziehen und gehen konnte. In einigen Wochen darauf erfolgte die gänzliche Herstellung.

Alle die Nervenleiden, Hysterien, Magenkrämpfe, rheumatische, gichtische und hämorrhoidalische Beschwerden, so wie die Skrofelkrankheiten, die Fehler der Menstruation und Hautausschläge zu beschreiben, gegen welche man hier in den kalten und warmen Bädern Hilfe suchte, und fand oder nicht fand, mögte dem Leser Langeweile machen, indeß scheinen zwey Fälle einer kurzen Erwähnung werth zu seyn, da sie diejenigen Uebel angehen, die den Bemühungen der Aerzte am häufigsten frogen. Der erste betrifft ein zweyjähriges zartes Mädchen, das eigentlich, um der völligen Ausbildung der Skrofelkrankheit zuvor zu kommen, wozu große Kalage bemerkt wurde, hergebracht war. Dasselbe hatte aber den Keuchhusten noch nicht ganz überstanden, sondern der Rest davon qualte das Kind jeden Abend, sobald es einige Zeit im Bette gelegen hatte, durch einen oder mehrere die Krankheit charakterisirende Hustenanfälle, denen immer eine Beengung der Brust, und ein Rauschen in der Luftröhre vorherging. Unter diesen Umständen wagte man nicht sogleich die kalten Bäder anzuwenden, sondern brachte es in die Wärme. Da indeß das Kind welches keine Lust oft in der See hatte baden sehen, eine große Begierde äußerts, in das große Wasser getragen zu werden, und jene wenig zu fruchten schienen, so ließ man es endlich an einem schönen heitern Tage, bey hoher starker Fluth, zum ersten Male in der See baden. Gleich am Abend des nehmlichen Tages war der Hustenanfall gelinder, und nach einiger Wiederholung des nehmlichen Mittels schate er gar nicht wieder, und die Kleine durfte fortfahren sich weiter zu baden, um auch das andere Uebel zu bekämpfen.

Die folgende Krankheit ist die Epitropie, wegen des
 Gebrauch als Heilmittel gepriesen wird, und sich einen großen
 Ruf erworben hat. Wenn gleich mehrere Kränke der Art
 hier vorkommen: unter denen sich ein junger Mann von 31 Jah-
 ren auszeichnet, der das Uebel zuerst nach einem heftigen
 Schred noch nicht sehr lange bekommen hatte, und der sich
 wahrscheinliche Hilfe durch diese Mittel versprechen durfte, so
 wurde jene doch nur einem einzigen 18jährigen Mädchen zu
 Theil, das an der nachlichen Fallsucht litt. Chlorotischer Con-
 stitution war die Person doch schön seit 2 Jahren fast regel-
 mäßig menstruiert, und die Krankheit, welche übrigens gar keine
 Ordnung beobachten ließ, hatte man während dieser Zeit erst
 durch Zufall entdeckt. Wüthte Jahresfrist gewährte sie vieles
 dagegen, jedoch ohne Besserung, und ihr Arzt rath ihr deshalb
 im Jahre 1818, das Secbad von Wangeroge zu versuchen.
 Zwar waren damals dort noch kein Anstalten zur Bequemlich-
 keit der Gäste getroffen, aber sie folgte dem Rath, und reiste
 hin. Nach ihrer Rückkehr erschienen die Zufälle weit seltener,
 seitdem sie im Jahre 1819 das heilmliche Mittel wieder regel-
 mäßig dort angewendet hat, ist sie wenigstens mehrere Jahre
 lang von jeder Kränklichkeit dieser Art frei geblieben.

Eine große Menge Beispiele aus der Erfahrung neuerer
 Zeiten könnten das bisher Gesagte bestätigen, wenn deren Er-
 zählung hier weiter nützlich wäre, und nicht Langweiliger machen
 würde. Nur einige weniger allgemeine Bemerkungen mögen noch
 Raum finden. Das Secbad scheint in seiner Einwirkung ganz
 besonders die Richtung auf die Mesenterien und Gesechte in
 der Bauchhöhle, und auf das Rückenmark zu nehmen, und die
 dynamischen unsieberhaften mit geschwächten Lebenshöligkeitsauf-
 ferungen, von heftigen Blutaufwallungen und überhaupt von
 Organismus und bis zur Destruction gezeigten Beschaffenheit,
 freien Krankheiten geschwächten Hallen, und vorzüglich im Kindes-,
 Knaben- und Jünglingsalter bei beiden Geschlechtern das ge-
 störte notwendige harmonische Verhältniß, die verlorne Ste-
 tigkeit der organischen Functionen, die schwache Vegetation der
 Gebilde leicht wieder herstellen zu können, und als Schutz-

und Heilmittel gegen uns: in: Entzündungskrauthheiten deshalb empfohlen werden zu dürfen. Die Reinigung des weiblichen Geschlechts wird durch das Gebäd: in der Regel einige Tage früher als gewöhnlich hervorgetrieben, doch giebt es auch hiervon Ausnahmen, wo sie später erscheint, ohne daß dabei auf Krankheit hinweist. In neuester Zeit, wo alle Unterleibs- parthien insonderheit auch die Faser wenigstens im nördlichen Deutschland mehr an Schwäche leiden, kann letzteres ungewöhnlich oft, auch bei solchen, die sonst in profuser und zu früher Reinigung zu haben hatten, vor, welches wohl seinen Grund in der tonisirenden Kraft des Gebäd: hatte. Bei einigen tritt bald nach den ersten Bädern Müdigkeit und ruhiger Schlaf ein, der bei längerer Fortsetzung nachtheliche Unruhe und Schlaflosigkeit für einige Zeit folgt, bei anderen dagegen stellen sich letztere zuerst und darauf jene ein; in beiden Fällen kehrt die Ausgleichung jedoch zurück. Die anfangs vorhandene mehr oder minder große Reizbarkeit des Nervensystems giebt die Disposition dazu her.

Manche Vorurtheile und verkehrte Meinungen haben sich bey den Gebäd:egäften eingeschlichen; deren Ausschreben zu wünschens wäre, weil sie zuweilen großen Schaden zu stiften vermögen. Es ist z. B. gewiß nicht gleichgültig, wie viele Male, wie lange, und in welchen Zeiträumen man von einander bädet, und doch fehlen diejenigen in allen diesen Stücken gar zu leicht, die ihrem eigenen Kopf folgen. Des einen hält eine gewisse Anzahl Bäder für hinreichend für Cur; und der eilt sich diese Badt durch zu schnell auf einander folgendes Baden voll zu kriegen, der andere will die Cur dadurch beschleunigen, daß er sich jedesmal lange im Wasser aufhält, und der dritte glaubt, viel hätte, und bädet sich so häufig und lange, als es nur möglich ist. Wenn man des besondere Zustand des Individuums und folglich das Urtheil des Arztes in aller seiner Hinsicht das Mehr oder Weniger können zu entscheiden vermag, so läßt sich leicht einsehen, daß die vorerwähnte Anwendung eines so wichtigen Mittels nicht allein keinen Nutzen schaffen, sondern den Zweck verfehlen muß; und

öfter (was bey Nervenschwachen und denen bemerkt ist, die zu Erkältungen sehr geneigt sind.) das nehmliche Uebel stärker hervorbringen muß, was man eben dadurch bekämpfen wollte. In der Regel ist ein Bad täglich genug, und nicht selten ist es nothwendig, daß nur ein Tag um den andern gebadet, oder einige Tage lang das Bad ganz ausgesetzt wird, wenn es keinen Nachtheil sondern Nutzen verschaffen soll. Uebermaß schadet immer, und eine gewisse Anzahl im voraus zu bestimmen, bedingt durchaus keine Cur.

Eine andere Ursache, die das Gelingen des Badeszwecks behindert, oder stört, liegt in der vorgefaßten Meinung, daß es unmöglich sey, sich auf der Insel zu erkälten. Es geschieht dies zwar so leicht nicht, weil die Luft dieselbst mit sehr vielen reizenden Stoffen geschwängert ist, und allenthalben eine gleiche Temperatur hat, dagegen führen aber doch eine ungewöhnlich leichtere Bekleidung, künstliche Zugluft in den Zimmern, und nasse Füße eine Erkältung um so eher herbey, wenn durch vorhergegangene Bäder die Poren der Haut geöffnet, und die Ausdünstung vermehrt ist. Jene Gelegenheitsursachen möge man also auch hier vermeiden, und Voracht in diesem Stücke beobachten.

Bey Anwendung eines Keynemittels kommt immer viel auf die zugleich nothwendige Haltung der Diät an, die oft den Erfolg bestimmt. In dieser Hinsicht hat man sich hier am meisten vor einer Ueberladung des Magens in Acht zu nehmen, da der gewöhnlich bald eintretende, größere Appetit zu einem stärkern Genuß einladet, als man vertragen kann. Die Qualität der Nahrungsmittel verdient, wenn sie soust bekommen, keine so große Berücksichtigung, doch scheint das frische Obst, vor allen die Johannisbeeren, auch den übrigens nicht dazu geneigten Badegästen, leicht Colik und Durchfall zu verursachen.

Die sogenannte Baderäse ist keine so nothwendige Bedingung zur Cur, als etliche glauben, sondern zufällig, und vielleicht in einer ähnlichen Beschaffenheit der Haut begründet als die Erscheinung, daß einige jedesmal über und über roth

aus dem Bade kommen, und viele dagegen ihre natürliche Farbe behalten. Freylich kann man nicht läugnen, daß sie bey denen, die mit Gichtflüssen oder Rheumatismen behaftet waren, in selteneren Fällen eine Art Crise ausmacht, aber im allgemeinen lehrt die Erfahrung, daß Genesung auch da erfolgte, wo sie sich nicht zeigte, und ebenfalls umgekehrt.

Es giebt in der That Beyspiele, daß lungenschwindsüchtige Personen, deren Lebensende man nicht sehr ferne hielt, wenn die Verhältnisse sie nöthigten, sich lange ohne Unterbrechung auf der Insel aufzuhalten, eben hiedurch geheilt sind, und eine dauerhafte Gesundheit erlangt haben. Dies seltene Glück dürfen jedoch nur solche phlegmatische schlaaffe Constitutionen zu erlangen hoffen, deren Lungen als Schleimabsondernde Organe krank, und wo also die Schleimhaut oder die Drüsen der Sitz des Uebels sind, und dies den nervösen Charakter hat; keinesweges aber diejenigen, welche ein sanguinisches Temperament haben, und viel Lebensturgor besitzen, wo die Lungen als Respirationswerkzeuge und besonders das Blutssystem krankhaft afficirt sind, wie in der floriden Schwindsucht, und bey der phthisis tuberculosa. Kranke letzterer Art irren sich, wenn sie hier Erholung suchen wollen, sie finden selbige nicht, sondern meist größere Beschwerden, und die Erfahrung lehrt, daß selbst bey den Eingebornen die so gestaltete Krankheit einen schneller tödtlichen Verlauf, wie gewöhnlich, nimmt.

Wenn man in Deutschland die Nordsee besuchen will, um darin zu baden, so wählt man sicherlich zu diesem Zwecke die beiden Monate Julius und August, als die passendsten, da alsdann die von der alles belebenden Kraft der Sonne während der langen Tage auch im Meere hervorgebrachten Wirkungen sich äußern müssen. Chemische und dynamische Prozesse, die Entwicklung von Licht und Wärme, Electricität, Magnetismus und Phosphorescenz, überhaupt die innere Thätigkeit des Meerorganismus ist dann belebter, mehr nach Außen hingerrichtet, und darum einflussreicher. Von Anfang Juli bis gegen Ende August hat die See auch bei der schlimmsten Witterung

rung eine gleichmäßige höhere Wärmetemperatur, als früher
 oder später, und in dieser Zeit bemerkt man das eigentlicye
 nicht bloß von Würmchen u. dergl. abhängende, sondern mit
 der stark elektrischen Beschaffenheit der Luft verbundene See-
 leuchten, und aus diesem Zeitraum schreiben sich alle guten
 Wirkungen her, die ich vom Seebade gesehen habe, obgleich
 mir viele Fälle bekannt sind; wo bis in den September, ja
 bis in den October hineingebadet wurde. Als kaltes Sturzbad
 angewendet, wie in England häufig geschieht, wo sich übrigens
 oft alles nach dem ganzen Staatsleben, und nach einmal her-
 gebrachten Formen, Sitten und Gewohnheiten bequemen muß,
 mag es nützlich seyn, wo man aber eine längere Einwirkung
 wünscht, schwerlich. Gegen Ende August wird die See nach
 dem Gefühl und Thermometer, auch bei anhaltend schönem
 Wetter, kälter, und giebt viel weniger die belebende Empfin-
 dung, und je weiter in den September hinein, desto mehr ist
 dieß der Fall, und desto wechselnder die Temperatur. Selbst
 der Trieb oder innere Drang zum Bade verschwindet, der In-
 stinkt widerräth es, und die Vorsicht dabei muß sehr groß
 seyn, da die langen Nächte und Abende, so wie die Morgen,
 in der Regel unangenehm kühl wo nicht kalt, und die Tage
 bisweilen heiß sind. Hiezu kommt noch die Unbequemlichkeit,
 daß, wenn die Ebbe nicht benutzt werden soll, man das Ba-
 den oft aussetzen muß, da die Fluth am Abend oder Morgen
 zu spät oder zu früh ist, und endlich kommen gewöhnlich dann
 die großen Mollusken in so bedeutender Menge zum Vorschein,
 daß sie einen widerlichen Eindruck machen. Ist der Septem-
 ber schön, so gereicht dieß dem, der die Badecur in den vor-
 hergehenden Monaten abgemacht hat, nur zum Vortheil, denn
 das gute Wetter, worauf in den folgenden Monaten selten
 mehr zu rechnen ist, unterstützt sie, und befördert die wün-
 schenswertheften Nachwirkungen.

Zuletzt mag noch eine kleine Vorsichtsregel für sensible,
 schreckhafte Personen Platz finden, die bis dahin mit der See
 ganz unbekannt blieben, und sich von den Bädern in dersel-
 ben keinen rechten Begriff machen konnten. Voll Muth und

Vertrauen eilen sie bald nach ihrer Ankunft mit andern schon länger anwesenden Freunden oder Freundinnen in die See, aber Furcht und Entsetzen ergreift sie, wenn ihnen am Badeplatze das Meer tobender, als das Wasser, worüber sie gekommen sind, und die Badeweise mit ihrer Vorstellung nicht übereinstimmend erscheint. Um die Zoghaftigkeit nicht sehen zu lassen, oder um vor der Umgebung keine vermeintliche Blöße zu zeigen, enthalten sie sich aller Aeußerung, und steigen mit der größten Besorgniß und voller Unruhe in das Bad. Schnell müssen sie halb-ohnmächtig zurückkehren, und mit den heftigsten Schweißausbrüchen zu Hause gehen. Nach einiger Ruhe verliert sich das Ungemach, und hätte weiter nichts zu bedeuten, wosernne das Mißlingen des ersten Bades nicht manchmal großen, nachtheiligen Einfluß auf alle übrige, und die ganze Cur äußerte. Immer kehren jene Gemüthsbewegungen bey den nächstfolgenden Bädern zurück, und wenn sie sich auch bey den meisten bald verlieren, und dann erst einen guten Erfolg bewirken, so giebt es doch einige, die sie nie überwinden können, und es daher ganz aufgeben müssen, in dieser Saison die kalten Bäder fortzusetzen. Leicht beuget man allen diesen Unannehmlichkeiten dadurch vor, und erreicht dann den Zweck seiner Weise, daß man sich erst mit dem Mittel und seiner Anwendung gehörig bekannt macht, und nicht gleich nach der Ankunft auf der Insel, vielleicht aufgemauntern durch das ihm von andern ertheilte Rath sich beruht, es in Gebrauch zu ziehen. Was man übrigens beym Baden zu beobachten, und wie man sich zu verhalten hat, dazu geben die Baderegeln (für 6 Grote gedruckt zu haben), deren Befolgung nicht genug zu empfehlen ist, hienönglich Anleitung.

U n b a n g

enthaltend

einige Taxen und Vorschriften.

Die tägliche regelmäßige Ueberfahrt von der Teberschen Küste zur Insel während der Badezeit wird durch besonders gedruckte Tabellen, und in den öffentlichen Anzeigen bekannt gemacht. Die Fahrt von der Insel zur Küste geschieht immer je nach dem Wind und Wetter sind, zwey bis vier Stunden früher, als jene. Um zur Insel zu gelangen, findet man die Schaluppen bei der goldenen Linie, wer aber von der Insel zurück will, muß den Bogt früh genug, wo möglich am Tage vorher, davon in Kenntniß setzen, damit er mit Gewißheit die richtige Zeit erfährt, wo Wagen und Schiff in Bereitschaft sind. Die angegebene Zeit muß dort und hier genau beachtet werden, denn wer nicht fertig ist, der bleibt zurück. Bey dem Conversationshause steigen die Passagiere, wenn sie ankommen ab, und wenn sie abreisen, wieder auf, ebenso werden daselbst alle Sachen ab- und aufgeladen. Nur unter besondern Umständen, z. B. in Krankheitsfällen, oder, wenn eine einzelne

Familie auf dem Wagen sich befindet, werden die Passagiere und Effekten nach dem verlangten Quartiere gefahren, und von dort abgeholt. Für alles ohne Unterschied wird gleich baare Bezahlung verlangt, oder es muß anders verabredet seyn. Die Ueberfahrt mit den Fährschiffen kostet jedesmal einer erwachsenen Person 30 Gr. Cour., Kindern bis zu einem Jahre nichts, älteren bis zum zwölften Jahre 18 Gr. Die Wagenfuhr beträgt vom Fährschiffe und nach demselben für die Person inclus. des gewöhnlichen Gepäcks, bestehend in einem Koffer oder Schließkorb und einigen leicht zu bergenden Kleinigkeiten jedesmal 12 Gr. Wer mehr Gepäc hat, bezahlt für jeden Koffer, Korb, Kiste u. dergl. größere Sachen 6 Gr. Eine einzelne zum Transport von Sachen besonders verlangte Fuhr kostet 24 Gr.; wegen größerer Fracht ist mit dem Bogt oder Kaufmann, welcher letztere ebenfalls Fuhren leistet, sobald jener verhindert ist, zu accordiren. Für Fuhren nach dem Badeplatze zahlet eine Person 12 Gr., zwey Personen auch jede 12 Gr., drei oder mehrere Personen jede 8 Gr. Es ist nicht gut gleich nach dem Bade zu fahren, wer aber dies aus Noth thun muß, der setze den Fuhrknecht davon zeitig in Kenntniß. Beym Conversationshause ist der regelmäßige Auf- und Absteigeplatz. Eine Spazierfahrt kostet ohne Rücksicht auf Personenzahl, jedoch nicht über 4 Personen: nach der blauen Balge 2 R Cour., um die Insel d. h. um die äußersten Dünen 1 R 24 Gr.; in größern oder kleinern Touren für jede Stunde 48 Gr.; nach irgend einem auf der Rheebe liegenden Schiffe und zurück jedesmal für die Person, wenn deren nicht über 6 sind, 12 Gr., sind über 6 Personen, so zahlet jede Person für die Zurückfahrt 6 Gr. Bei jeder Wagenfahrt machen zwey Kinder eine Person aus.

Der wöchentliche Miethpreis aller Logis ist auf einer Tabelle, welche im Conversationshause hängt, verzeichnet, und steigt nach der Güte derselben von 2 bis 6 R Gold, wofür man zugleich die nöthigen Mobilien, Hausgeräthe, kochendes Wasser, Aufwartung und ein Bette hat. Wenn in den Stuben der Insulaner mehr als ein Bette befindlich ist, so hat

die Taxe darauf Rücksicht genommen. Wer nur einige Tage verweilet, zahlt für Logis während der ersten 24 Stunden 48 Gr. Cour., und für jede folgende 24 Stunden 24 Gr. Cour., bis zur halben Woche, wo der gewöhnliche Mietzpreis eintritt. Wer über eine halbe Woche im Logis war, muß für die ganze Woche bezahlen. Von dem Tage der Bestellung bis zur Auffage wird die Miete einer Wohnung entrichtet, auch wenn sie nicht bezogen seyn sollte.

In einem der Conversationskäse ist auf einer Tabelle die tägliche Badezeit angezeigt, und auf einer schwarzen Tafel der Anfang derselben. Zum jedesmaligen Baden bedarf man eines vom Rechnungsführer für 12 Gr. eingelöseten Billets, das am Badeplatze einem Wärter oder einer Wärterin übergeben, und wofür einem eine Badekutsche angewiesen wird. Man kann mehrere Billette auf ein Mal lösen, wenn man öfterer zu baden gedenkt, doch müssen die Frauen farbige, und die Männer weiße nehmen, da jene nur am Platze der Frauen, und diese nur am Platze der Männer gelten. Weder die Badewärter noch Wärterinnen dürfen statt des Billets, Geld annehmen, auch kann das Billet nur von demjenigen benutzt werden, mit dessen Namen es bezeichnet ist. Jedes Kind badet für ein Billet zweymal. In der Reihenfolge, wie man am Badeplatze angekommen ist, und sein Billet abgegeben hat, gelangt man zum Gebrauche einer Badekutsche, jedoch muß man alsbann sogleich baden, und nicht noch warten wollen, denn wenn jemand auch später angekommen ist, aber alsbald zu baden wünscht, so geht er dem Bögernden oder andern Beschäftigten vor, und das Befehlen durch einen Freund oder Bedienten, oder das Belegen mit Bademänteln, Wäsche oder sonstigen Dingen und Zeichen gilt weiter nichts, und giebt kein Recht auf das Leerstehen der Badekutschen, sobald jemand da ist, der sie benutzen will. Da zum Auskleiden, Baden und Ankleiden eine halbe Stunde in allen Fällen vollkommen hinreicht, so darf die Badekutsche jedes Mal nie länger benutzt werden. Wenn auch zwey erwachsene Personen zusammen eine Badekutsche gebrauchen, so muß doch jede ein Billet zahlen.

Das Badehaus ist von Morgens 7 Uhr bis gegen Abend geöffnet, und es kann denn zu jeder Zeit darin gebadet werden, indess möge man den Bademeister eine halbe Stunde vorher davon benachrichtigen. Die täglichen Badegäste können ihre bestimmte Stunde wählen, und sie gehen allen andern vor. Wenn ein fertiges bestelltes Bad nicht gebraucht wird, so muß es dennoch bezahlt werden, und länger als eine halbe Stunde wird auf den Besteller nicht gewartet. Der Bademeister und die Badefrau leisten in diesem Hause die Bedienung demjenigen, der selbst keine hat, oder ihrer sonst benöthigt ist. Nur gegen Abgabe eines Billets, das vom Rechnungsführer für 36 Gr. Cour. gelöst ist, weist der Bademeister das bereit gehaltne Bad an, und barees Geld darf, statt dessen, nicht angenommen werden. Für Bereitung eines Schwefel, Kräuter oder andern künstlichen Bades, so wie für die Ingredienzen dazu, wird besonders in der Apotheke vergütet. Ein Regen- und Spritzbad kostet 42 Gr. Cour. Obgleich für eine kleine Entschädigung von der Anstalt Bademische zu borgen ist, so hat doch die eigene, welche daher jeder mit nach der Insel bringen sollte, den Vorzug, und Bademäntel beim kalten Bade (am besten noch von Shirting mit Armslöchern ohne Kermel), Badekappen u. muß jeder selbst anschaffen.

Für ein gesundes, kräftiges und gutes Mittagessen wird im Conversationshause gesorgt. Die Zeit richtet sich nach den Badestunden, fällt aber meist auf zwey Uhr, und wird auf der schwarzen Tafel vorher angezeigt. Der Preis ist gewöhnlich 36 Gr. Cour., bei Tafelmusik wird noch eine Kleinigkeit zugegeben, und für Kinder nach Beschaffenheit der Umstände $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$ oder noch weniger bezahlt. Nach der Reihe wie man sich als Tischgenosse meldet, werden die Plätze geordnet, wer aber dreimal hinter einander aus anderer Ursache als Krankheit gefehlt hat, ist seines Platzes verlustig, und setzt sich beim Wiedererscheinen zu den zuletzt gekommenen. Der regelmäßige Gast, welcher den Tisch nicht vor 9 Uhr Morgens aufgesagt hat, muß ihn bezahlen, wenn er auch nicht daran Theil nimmt. Das Frühstück und Abendessen wird nach

der Karte gewählt. Die Weine, und alle übrigen Getränke empfehlen sich, wie das Mittagessen, durch eigne Güte, und es genüge noch hinzuzufügen, daß sie, wie alles andere, einen taxirten Preis gelten. Gegen ein Korkgeld von 24 Gr. für jede Flasche kann man seinen mitgebrachten Wein im Conversationshause trinken. Nur den speciellen Anordnungen der Hausintendantin gemäß, dürfen fremde Bedienten bey Tische oder in den Gesellschaftslocafen überhaupt zur Aufwartung mithelfen, sonst werben sie nicht zugelassen. Bei dem Kaufmann wird ebenfalls gespeiset, und läßt derselbe das Essen auf Verlangen auch in die Wohnungen verabfolgen, wo übrigens jeder seine eigne Küche einrichten kann, falls er dies, obgleich in mancher Hinsicht nicht rathsam, vorziehen sollte.

Es fehlet auch nicht an guter Musik, und es ist dieselbe gleichfalls einer sehr billigen Taxe unterworfen, doch bleibt die Vergütung für den Gruß bei der Ankunft, und am nächsten Morgen, ganz dem Belieben überlassen.

Als Eintrittsgeld in die Conversationslokale zahlt jede selbstständige Person für sich ein für allemal 1 Cour. und wer sie nur einen Tag bis zu einer halben Woche benutzt, überhaupt 24 Gr. Cour.

Die Post ist beim Post.



Preis 10 gute Groschen.



Preis 10 gute Groschen.

M92597

DD801
O499C5
1833

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

